<36607383970012

Rudolf von Gottschall.

Die Tochter Rübezahls.

Erster Band.

Die Tochter Rübezahls.

Roman in sechs Büchern.

von

Rudolf von Gottschall.

Erster Band.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender
1890.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Die Tochter Rübezahls.

Es war im September des Jahres 1806, als zwei junge Männer die damals noch unwegsamen Pfade über den Kamm des Riesengebirges einherschritten. Da galt es oft von Fels zu Fels zu springen, wenn man über das hohe Rad und die Sturmhaube, diese auf dem Kamm aufgelagerten Kuppen, hinüberwollte. Auch lag Alles in Regenwolken gehüllt, die sich nur hin und wieder lichteten und einen Blick auf die waldigen Vorberge gestatteten. Da sah man die Wipfel der Tannen sich aus dem flatternden Schleier herausheben; an einer anderen Stelle schien der Wald zu dampfen und zu rauchen: so ballte sich die Nebelwolke über ihm; dann wurde wieder der Blick in einen Thalgrund frei, wo die vom Gewölk genährte Fluth des Baches übermüthiger über die Felsen schäumte. Gleich darauf hüllte sich wieder Alles in einförmiges Grau. Die Wanderer sahen nichts als das feuchte Moos auf den Felsengesteinen, die bald am Wege lagen, bald den Weg selbst bildeten, und das dickstämmige Knieholz, das an der

Erde dahinkroch, wie ein von der Hand eines Zauberers zu Boden geschmetterter Wald, der verzweigt und krüppelhaft mit seinen seltsam verkrümmten Stämmen und Aesten sich nicht mehr zu erheben vermochte. Die beiden Wanderer waren mißmuthig über die gestörte Bergfahrt. Die schönsten Aussichtspunkte, die ihnen von früher her bekannt waren, boten höchstens noch den Blick auf die merkwürdigen Felskegel, die in ihrer Nähe Wacht hielten, und so zogen sie rastlos an ihnen vorüber, um sobald wie möglich die nächste Baude zu erreichen.

Es waren zwei junge Männer, Beide stattlich, hochgewachsen; an der strammen Haltung des Einen, dem ängstlich zugeknöpften Civilrock merkte man, daß er der Armee Friedrichs des Großen angehörte; denn so nannte sich mit Stolz das preußische Heer; der Andere hatte etwas studentisch Freies in seinem Wesen; langes gelocktes Haar fiel auf den Mantelkragen; das Auge hatte einen schwärmerischen Ausdruck; es lag etwas ungewöhnlich Lebhaftes in seinem Gang, in seinem ganzen Wesen. Beide gehörten Familien an, die in Schlesien begütert waren; ihre heimatlichen Schlösser lagen nicht weit vom Fuße des Riesengebirges entfernt; Beide waren zum Besuche der Ihrigen nach Schlesien gekommen, der Eine von Berlin, wo er in Garnison lag, der Andere von Jena, wo er die Rechtswissenschaft studirte.

„Grau in Grau," sagte der Letztere, indem er seinen Mantel schüttelte, von welchem der letzte Regenguß in

Strömen niederfluthete, „das ist ja die Stimmung, in welcher die ganze Zeit sich befindet. Das neue Jahrhundert hat einen traurigen Anfang genommen; wer dürfte sich in Preußen und Deutschland noch der Hoffnung hingeben!"

„Napoleon hat die Oesterreicher und Russen geschlagen," versetzte der Andere; „es ist wahr, aber deshalb, lieber Erich, brauchen wir noch nicht den Kopf hängen zu lassen. Unser Heer ist noch unbesiegt — und wenn Preußen erst das Schwert ziehen wird, dann wird sich die Lage der Welt rasch ändern. Niemand in Berlin und Potsdam zweifelt daran: der alte Fritz wird mit dem neugebackenen korsischen Kaiser schon fertig werden."

„Doch der alte Fritz ist todt!"

„Wir aber sind noch seine Soldaten! Die Offiziere, die das Heer befehligen, stammen von den Adelsgeschlechtern her, welche bei Leuthen und Roßbach das Commando führten und den Truppen zum Siege vorausschritten; die anderen folgen; in der Führung des Heeres liegt des Sieges Bürgschaft. Wenn wir erst losschlagen . . ."

„Und warum geschieht es nicht? Warum ließen wir Rußland und Oesterreich sich bei Austerlitz verbluten?"

„Napoleon war uns bisher nicht feindlich gesinnt, er fürchtet uns. Respect vor den Soldaten des alten Fritz — das ist die geheime Losung in den Tuilerieen, und wenn er mit uns freundschaftlich verhandelt, uns diesen oder jenen Vortheil zuwendet; warum sollen da unsere

Diplomaten nicht ihre Ernte in Frieden einheimsen? Weshalb sollen wir zum Schwerte greifen?"

Erich schlug ärgerlich mit dem Wanderstab an einen Knieholzstamm, der ihm den Weg versperrte.

„Traut dem Korsen nicht! Er wird auch über uns herfallen, sobald ihm die Zeit dazu gekommen scheint! Die Lorbeern des alten Fritz lassen ihn nicht schlafen. Er hat schon jetzt unser deutsches Reich zertrümmert, die deutschen Fürsten an seinen Siegeswagen gespannt; er wird nicht ruhen, bis auch die Nachfolger des großen Friedrich mit daran ziehen helfen. Er ist der Menschenfresser, der das schmackhafteste Opfer sich bis zuletzt aufspart."

„Ich bin Soldat und ersehne den Krieg," versetzte der Begleiter, „wir Alle sind der Wachtparaden müde; wir wünschen dem scheelsüchtigen Bürgervolk, das uns bisweilen für recht überflüssig zu halten scheint, zu zeigen, daß wir des Staates erster Stand sind und bleiben müssen, weil wir ihn allein schützen, und der ganze Geschäftströdel und diese ganze kaufmännische Wucherei und die Tagelöhnerei des gemeinen Volkes gehe zu Grunde, wenn wir nicht das Alles, so verächtlich es uns scheinen mag, mit unserem Säbel vertheidigen. Doch ich gehöre nicht zu denen, welche den Krieg wollen um jeden Preis, wie Alle, die sich in der Umgebung unseres Prinzen Louis Ferdinand befinden, wo ein drohendes und herausforderndes Säbelgeklirr an der Tagesordnung ist: ich vertraue der Weisheit des Königs und seiner Minister und amüsire mich inzwischen mit den

Kameraden; denn der Tod für das Vaterland ist schön, aber ein flottes Leben hat auch seinen Reiz."

Mit solchen Gesprächen suchten sich die Beiden den langen mühseligen Weg zu verkürzen, bis sie in einer Senkung des Kamms das Dach der Baude erblickten, aus welcher ihnen, als sie näher kamen, bereits ein fröhlicher Lärm entgegenklang.

Das Zimmer war überfüllt; es war eine Vergnügungspartie, die aus dem Oesterreichischen, aus dem Thale der Elbe heraufgekommen. Männer und Frauen, ein buntes und lustiges Durcheinander in Hemdärmeln und Unterröcken, denn die Kleider und Oberröcke hingen am Kachelofen, daneben ganze Garnituren von Strümpfen. Die Schuhe standen im Viereck um den riesigen Kachelofen aufmarschirt, und nicht alle Frauenfüßchen konnten in mitgebrachte Pantoffeln schlüpfen. Einige Frauen und Mädchen lagerten sich auf den Holzbänken, so gut es gehen wollte, und hatten sich in allerlei bunte Tücher eingehüllt, um die am Ofen hängenden Kleider zu ersetzen, was ihnen ein zigeunerhaftes Ansehen gab.

Noth bricht Eisen — bei Wasser- und Feuersgefahr, bei Schiffbrüchen und Erdbeben hat man nicht Zeit, auf die Etikette zu achten, und wenn Rübezahl die Schleußen seiner Wolken öffnet, so giebt's auch einen Nothstand für Alle, die in seinem Reiche umherwandeln, und gesellschaftliche Rücksichten müssen da weichen.

Dabei herrschte aber die heiterste Stimmung; Flaschen

mit Ungarwein standen auf den Tischen; man stieß mit den gefüllten Gläsern an und begleitete singend eine dunkeläugige Böhmin, die ein Nationallied zu ihrer Harfe sang.

Erich und Friedrich, die beiden Genossen, hatten es sich bequem gemacht, obschon sie kaum für ihre durchnäßten Mäntel am Ofen eine Stelle fanden: sie selbst nahmen an einem Tischende Platz auf zwei Holzstühlen, welche die Baudenmagd in Eile herbeigeschafft hatte. Der nahe Kachelofen strömte eine wohlthätige Wärme aus; außerdem genoß Friedrich die Aussicht auf zwei niedliche nackte Füßchen, die von dieser Wärme so viel wie möglich zu profitiren suchten. Die Besitzerin derselben hatte in halb liegender Stellung einen großen Theil der einen Bank, die an dem langen Tisch sich hinzog, mit Beschlag belegt; ein munteres keckes Gesichtchen blickte aus einem bunten Halstuch heraus, das sie sich um das feuchte Haupthaar gebunden, und zwei dunkle Locken stahlen sich daraus hervor und fielen gelöst über die Schläfe. Sie hielt das Glas mit dem feurigen Tokaier in ihrer Hand und betheiligte sich mit großer Lebhaftigkeit an dem allgemeinen Gesang.

Da war draußen der Regen und das aschgraue Gewölk und die todte Bergwüste vergessen. Friedrich, der rasch ein paar Gläser Ungar heruntergestürzt, war in rosiger Laune und begann ein Gespräch mit der anmuthigen Nachbarin. Er erfuhr bald, daß sie Wanda heiße, aus Hohenelbe stamme und sich in nächster Zeit nach Breslau

begeben wolle, um ihrer Tante im Weißwaarengeschäft hülfreiche Hand zu leisten; sie plauderte so redselig, und die böhmische Sprachfärbung gab ihren Worten etwas besonders Anheimelndes für Friedrich, der in seiner Jugend lange Zeit bei einem Vetter jenseits der Grenze gelebt.

„Wo ist denn das Geschäft Ihrer Tante in Breslau?“ fragte Friedrich.

„In der Ohlauerstraße,“ versetzte sie, „leider! in einem häßlichen alten Hause, und der Blick geht auf die schmutzige Ohle, die sich zwischen baufälligen Häusern hinwälzt, welche sie noch dazu mit dem Rücken ansehen. O ich gehe gar nicht gern hin; ich habe mich da früher nicht wohlgefühlt.“

„Und warum bleiben Sie nicht lieber hier in ihrem schönen Bergthal, an der jungen frischen Elbe?“

„Meine Eltern wollen, daß ich mich bei der alten Frau in Breslau lieb Kind mache; es ist eben eine Erbtante, und um die muß man sich kümmern, weil man sonst nicht wissen kann, wie eine Erbschaft aussieht. Meine Eltern sind arm und können mir nichts hinterlassen; mein Vater ist ein Beamter, und da fällt nichts ab, als das Nothwendige, besonders bei uns in Oesterreich, und er hat noch dazu eine unglückliche Stelle, wo's so anständig zugeht, daß man nie die Hand aufhalten darf.“

Wanda hatte inzwischen ihre Füßchen mit dem Schnupftuch bedeckt: es war ihr zu spät eingefallen, daß sie doch nicht barfuß wie eine Dorfmagd mit dem Fremden sich

unterhalten dürfe. Friedrich bemerkte dies; er erlaubte sich einen muntern Scherz, wie er damals in Berliner Garnisonkreisen zum guten Ton gehörte. Er war ein Freund des Romanschriftstellers Julius von Voß, der eine Reihe bunter Abenteuer so lustig und keck zu erzählen wußte. Alle seine Helden trugen die Uniform; er war bei den preußischen Offizieren sehr beliebt und galt für einen Klassiker, vor dem die Weimar'schen Poeten die Segel streichen mußten. Friedrich sagte sich, daß diese Baudenscene ein vortreffliches Romancapitel für seinen Freund abgeben würde und beschloß, ihm diesen Stoff zuzutragen: er brauchte nicht darüber besorgt zu sein, daß derselbe ihn glänzend verwerthen und die Bilder mit kühner Erfindung ausmalen würde. Zunächst begnügte sich Friedrich damit, die Unterhaltung ein wenig im Geiste seines Freundes zu führen, diese oder jene Wendung aus seinen Romancapiteln, die ihm in der Erinnerung war, dabei mitanzubringen, natürlich mit dem schuldigen Respect vor einer Schönheit von Fleisch und Blut, der man nicht so ungenirt wie einer Phantasiegestalt des Romans begegnen durfte. Wanda ließ sich die Schmeicheleien, die ihr gesagt wurden, mit Lächeln gefallen: der schmucke Herr behagte ihr wohl und seine übermüthige Laune wirkte ansteckend auf sie. Hin und wieder ließ sie's an einer spitzigen Bemerkung nicht fehlen, welche bewies, daß sie einigen Mutterwitz besaß und sich geistig wohl zur Wehr zu setzen verstand. Die große Gesellschaft, die hier beisammen war, steigerte ihr

Selbstgefühl und ihren Muth; bei einer einsamen Begegnung mit dem unternehmungslustigen Offizier würde sie in arge Verlegenheit gerathen sein und vielleicht die Flucht ergriffen haben.

„Es ist wahrscheinlich," sagte Friedrich, „daß ich selbst nach Breslau versetzt werde; ich bin wenigstens darum eingekommen. Nicht etwa als ob mir's in Berlin nicht gefiele, es ist dort ein prächtiges Leben, und mir fehlt's nicht an wackern und lustigen Kameraden. Nirgends wo anders hat man das stolze Gefühl, daß Einem die Welt gehört; Funken stiebt's, wenn wir über das Straßenpflaster mit unsern Säbeln klirren, und wo wir uns zeigen, da sind wir die Ersten, und wenn wir dem Krämerpack einmal einen Streich spielen, da kommen wir nicht gleich an die Kreide oder man löscht es rasch wieder aus. Doch meine Familie, meine Mutter besonders will mich mehr in der Nähe haben; die alte Frau kann nicht existiren, wenn sie mich nicht wenigstens einmal monatlich sehen kann. Und dazu ist Berlin zu weit. Von Breslau kann ich eher auf das langweilige Schloß meiner Väter hinüberkommen und im Nothfall läßt sie dann ihre Apfelschimmel vor die alte Kalesche spannen und kommt mich selbst in Breslau zu besuchen. Ich liebe meine Mama, aber sie hat mir mit Ihrem Besuch schon oft recht angenehme Verabredungen gestört."

„Ei, ei," sagte Wanda, mit den Fingern winkend.

„Mit meinen Kameraden, natürlich," fuhr Friedrich

fort. „Werd' ich übrigens nach Breslau versetzt, so sehen wir uns vielleicht wieder, und ich hoffe nicht, daß meine alte Mama gerade kommt, wenn ich im Eckhause an der Ohle meinen Besuch machen will."

„Ich glaube," meinte Wanda lächelnd, „Sie brauchen da nicht auf Ihre alte Mama zu warten; meine alte Tante wird schon störend genug sein, wenn Sie mit klingendem Spiel ihr in's Haus gerückt kommen."

Während Friedrich sich mit dem schmucken Mädchen aus Hohenelbe unterhielt, hatte Erich ein Gespräch mit einem schnauzbärtigen Krieger angeknüpft, der an seiner Rechten saß. Er hatte die Schlacht bei Austerlitz mitgemacht; eine große Schmarre von einem Säbelhiebe, den er dort erhalten, gab lebenslänglich Kunde davon.

„Ich habe den österreichischen Dienst quittirt," sagte der wackere Korporal, sich seinen Schnurrbart streichend; „ich will's nicht abwarten, bis wir uns von dem Schlage von Austerlitz erholt haben. Das kann lange Zeit dauern — und ich möcht' es schon früher den verwetterten Franzosen heimzahlen. Da will ich denn zusehen, ob ich nicht in Preußen ankomme, ich habe die besten Zeugnisse."

„In Preußen?" fragte Erich, „und Sie glauben..."

„Ich glaube, ich bin überzeugt, daß es bald zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich kommen wird."

„Sie haben einen felsenfesten Glauben, mein braver Corporal, nur schade, daß man ihn in Berlin nicht theilt.

Dort schmeichelt man sich, mit Frankreich auf sehr freundschaftlichem Fuße zu stehen."

„Mag sein ... das wird nicht lange dauern. Preußen steht noch auf eigenen Füßen. Das duldet der Korse nicht. Es soll sich vor ihm beugen, seinen Befehlen gehorchen; er schwingt seinen Corporalstock, und ganz Europa soll Spießruthen laufen, wenn es ihm nicht gehorchen will."

„Ich würde mich von Herzen freuen," versetzte Erich, „wenn mein Vaterland zu den Waffen griffe; es ist dies mein Wunsch, wie es der Wunsch aller Patrioten ist. Doch die Kriegspartei in Berlin hat nicht das entscheidende Wort, und ich fürchte, mein Braver, Sie werden bei uns so lange warten müssen, wie drüben in Ihrem Oesterreich, bis die Trompete ertönt, die zum Kampfe ruft."

„Nein, nein," rief der Corporal ärgerlich, „es liegt mir seit dem letzten Feldzug in den Gliedern, und ich habe so etwas vom Laubfrosch, was das Wetter betrifft — da fühle ich's auch heraus, ob Krieg oder Frieden in der Luft steckt, und Alles deutet auf Krieg. Nichts für ungut, bester Herr — aber Unsereins trifft hierin das Richtige. Die Herren in den Kriegs- und Friedenscanzleien dorten mögen noch so kluge Parolebefehle und Depeschen schreiben: da fährt's dazwischen wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und das verkohlt Alles wie Zunder. Ich sag's Ihnen, diese Sonne von Austerlitz wollen wir vom Himmel herunterholen wie eine invalide gewordene Theatersonne und in's alte Gerumpel werfen."

„Und wird man Sie bei uns annehmen?“ fragte Erich.

Der Corporal stand vom Tische auf und richtete sich in seiner ganzen Größe empor. „Einen Soldaten, der's Schlachtenfeuer gekostet wie ich? Es sind brave Truppen, die Preußen, und exerciren und manövriren, daß es eine Freude ist. Aber Unsereins hat im Kugelregen gestanden und das ist doch etwas Anderes; einen solchen Soldaten können sie überall brauchen, das ist ein fester Halt für die anderen. Ich meine, Corporal Steinert wird den Preußen sehr willkommen sein.“

Noch ertönte ein fröhliches Lied der ganzen Tischrunde, dann sang die dunkeläugige Böhmin zur Harfe ein klagendes Volkslied, und als sie mit ihrem Teller das Geld einsammelte, stellte Lieutenant Friedrich von Rosen Vergleiche zwischen dieser Minka und seiner Nachbarin Wanda an, welche zu Gunsten der Letzteren ausfielen; denn Minka hatte ein schmachtendes Wesen, wie es allen Künstlerinnen eigen ist, die mit ihren Empfindungen hausiren gehen; Wanda aber war ein Bild blühender Gesundheit.

Draußen durchbrach die Sonne das Gewölk. Die Gesellschaft aus Hohenelbe rüstete sich dazu, ihre Bergwanderung fortzusetzen. Die Herren waren galant genug, das große Baudenzimmer zu verlassen, damit die Frauen und Mädchen ungestört ihre Toilette machen konnten. Der ganze Kamm lag im hellsten Sonnenschein; einige versprengte Wolken lagerten sich noch um die tieferen Hänge und die Tannenwipfel in den Schluchten.

Die beiden Freunde wanderten noch eine Zeitlang gemeinsam mit den Spaziergängern aus Hohenelbe. Erich erfreute sich an dem hellen Sonnenschein, in dem das weite Schlesierland mit seinen schmucken Städten und Dörfern und den funkelnden Kirchthurmhähnen lag. Drüben nach der böhmischen Seite hin drängten sich fast unwegsam die düstern Waldkuppen an den Kamm und versperrten jeden Blick in die engen Thäler.

„Hoffentlich," sagte Erich zu Friedrich, „ist die Zukunft Preußens so hell, wie das lichte Schlesierland, während Oesterreich dumpf grollend, düster wie diese pfadlosen Waldgebirge über seiner Vergangenheit, seinen erlittenen Niederlagen brütet."

„Lieber Freund," versetzte Friedrich, „Du machst Dir ein falsches Bild von Land und Leuten da drüben. Die haben gar kein Talent zu melancholischem Brüten: sieh Dir nur diese flotten böhmischen Mädchen an! Das ist Feuer und Leben, das ist Race — und die deutschen Wienerinnen sind ebenso leichtblütig und leichtlebig. Das Unglück ist für die nicht geschaffen, und wenn sie's heute trifft, haben sie's morgen schon wieder vergessen."

Die Gesellschaft behagte ihnen so wohl, daß sie erst am Fuße der Koppe sich von ihr trennten, obwohl sie schon weit früher hätten nach der Hampelbaude abbiegen müssen, wo sie einen Freund zu treffen hofften. Noch ein Blick in das prächtige Aupethal, das mit seinen Spielschachtelhäuschen tief unten liegt, während der Brunnen-

berg mit dem Teufelsgarten, wo Rübezahls Blumen blühen, und die Koppe selbst eine großartige Gebirgspforte bilden, durch welche sich die steilen Wege tief hinab in's Thal schlängeln. Da trennte sich Friedrich von seiner böhmischen Freundin, die ihm einen verheißungsvollen Abschiedsblick zuwarf, es galt ja ein frohes Wiedersehn in Breslau.

Die Freunde stiegen nach der anderen Seite bergab. Die Sonne warf schrägere Strahlen, und ein röthlicher Schimmer überfluthete den Kamm und die Landschaft der Tiefe. Da lag wie ein funkelndes Juwel der kleine Teich zwischen seinen Felsufern, nicht weit von der Baude, welche das Ziel ihrer Wanderschaft war. Erst schritten sie dem Gebirgsteich zu, der in dieser baumlosen Landschaft so einsam dalag: es schien, als sehnte er sich, hochragende Bäume und blühendes Gesträuch in seiner Fluth zu spiegeln. Diese stillen freudlosen Wasser der hohen Bergseen haben einen melancholischen Reiz. Erich, dessen Gemüth für alle landschaftlichen Stimmungen sehr empfänglich war, schritt mit dem Genossen das ebene Ufer des Teichs entlang, den Blick auf die Felshöhen gerichtet, die ihn nach der anderen Seite zu abschlossen.

Da bot sich ihm ein eigenartiges Bild dar, und auch sein Begleiter, der die Fluth des Sees aus ihrer träumerischen Ruhe aufstörte, indem er flache Steine über sie hinlaufen ließ, stand einen Augenblick wie gebannt und blickte nach der Felshöhe drüben.

Hier haftete der rothe Schein der Abendsonne an

dem granit'nen Gestein und an den beiden Gestalten, welche auf einem Vorsprung desselben standen. Ein Greis mit einem langen weißen Silberbart in phantastischem Gewand, wie es die Magier tragen, den Stab in der Hand, mit dem er in die Ferne zeigte, und ein schönes schlankes Mädchen, die Züge reizvoll und feingeschnitten, das lichte Gelock goldig strahlend in der Glorie der Abendsonne, die Stirn mit einem Eichenkranz geschmückt, die ganze Gestalt mit Guirlanden grünen Laubes umwunden. Sie standen wie plastische Bildwerke auf dem granit'nen Sockel und hoben sich vom rothen Abendhimmel ab. Es lag etwas still Erhabenes in dieser Gruppe, die sich an nichts anlehnte, durch nichts umrahmt wurde, als durch das über den Bergen sich wölbende Firmament.

„Der sieht ja aus," sagte Friedrich, „wie Geist Rübezahl, welcher seinen Stab und sein Scepter über das unterthänige Gebirge ausstreckt — und das schöne Kind ist ohne Frage die Tochter Rübezahls."

Erich blickte wie gebannt auf das schöne Mädchen, das ihm erst nur ein feines Profil zukehrte von gewinnender Anmuth und Lieblichkeit, dann aber auch das volle Antlitz. Die Farbe der Augen konnte er nicht erkennen, aber es schien ihm, als ob ein Leuchten von ihnen ausginge, welches ihre Züge verklärte. Offenbar hatte sie die Fremden bemerkt; denn sie wandte sich dem ehrwürdigen Begleiter zu und schien ihn darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht ungestört seien; es war ihr peinlich, be-

obachtet zu werden, nachdem sie, einer phantastischen Laune folgend, offenbar beim Heraufsteigen den Buchenwald geplündert und sich mit Laubkränzen so üppig geschmückt hatte. Der Alte schien aber unbekümmert die Blicke der neugierigen Fremden auf sich ruhen zu lassen und verließ längere Zeit seinen Standort nicht. Endlich bestimmte ihn doch dazu die immer lebhafter werdende Beredsamkeit des Mädchens; er wandte sich um, sie hing sich an seinen Arm, und sie schienen in die Gluth des Abendroths hineinzuwandern, indem sie, vom Felsrande verschwindend, sich rasch den Blicken der unten Stehenden entzogen.

„Ob wir diesen alten Sagenkönig in der Baude finden werden?" sagte Friedrich; „es wäre gewiß sehr interessant, die Bekanntschaft dieses Berggeistes zu machen, ganz abgesehen von seiner reizenden weiblichen Begleiterin, die ich mir allerdings kaum neben einer solchen prallen schlesischen Sennerin denken könnte, die mit klirrendem Eimer die Milch aus dem Keller heraushölt."

Erich antwortete nicht; er beschäftigte sich ganz mit dem seltsamen Bilde, das seine Phantasie erregt hatte. Er war so in dem innern Nachschimmer dieses Bildes verloren, daß er sich selbst nicht einmal die Fragen erlaubter Neugier vorlegte, wer der Alte und das Mädchen sein mochten und wie sie in dieser wunderlichen Tracht hier auf die hohen Berge gerathen waren. Es schien ihm als ob durch solche Neugier der Eindruck des Bildes gestört würde, das wie ein hellbeleuchtetes Traumgesicht vor seiner

Seele schwebte. Er würde es geradezu für eine Vision gehalten haben, wenn nicht sein Weggenosse, der durchaus nichts Visionaires in seinem ganzen Wesen besaß, es ebenfalls erblickt hätte und ein vollgültiges Zeugniß ablegen konnte, daß es sich hier um keine Sinnestäuschung handle.

In der Baude angekommen, fragte Friedrich alsbald den Wirth, ob er das eigenthümliche Paar kenne, das er ihm auf das Genaueste beschrieb, und ob dasselbe schon einmal in seiner Hampelbaude ein Unterkommen gefunden.

Der Wirth erklärte, weder den greisen Herrn noch das Mädchen jemals beherbergt zu haben, wohl aber hatte er sie ein- oder zweimal gesehen, als sie droben auf den Uferbergen des kleinen Teiches standen.

Der dritte Genosse, den die Freunde erwarteten, war noch nicht eingetroffen, doch das machte ihnen zunächst wenig Sorge, da seine Unpünktlichkeit ihnen wohl bekannt war. Es war ein künstlerisches Genie, Musiker und Dichter, aber was diese schlimmen und nicht standesgemäßen Launen verschuldeten, das wurde wieder dadurch gut gemacht, daß er aus angesehener und vermögender Familie stammte. Kurt von Banden hatte einen sehr reichen Vater, der indeß seine Besitzungen verkauft hatte und als Privatmann in Breslau lebte. Schon von Jugend auf war Kurt mit Friedrich und Erich befreundet, da seines Vaters Güter den ihrigen benachbart waren. Er war nicht in den Staatsdienst getreten, sondern seinen Neigungen gefolgt, die ihn in das mondbeglänzte Zauberreich der Romantik

führten, welches damals seine Pforten aufgethan. Er hatte componirt und gedichtet, einige seiner Compositionen mit einem von ihm selbst bezahlten Orchester aufgeführt, dabei tapfer den Tactstock geschwungen, aber keinen Erfolg davon getragen, als den lauen Beifall der Freunde. Auch einige Gedichte hatte er in Zeitschriften der romantischen Schule veröffentlicht. Doch sie waren spurlos den Weg aller Maculatur gegangen; nur das eine derselben, das er an die blaue Blume von Novalis gerichtet, hatte ihm das verschämte Briefchen einer unbekannten Verehrerin eingetragen, die ebenfalls für die blaue Blume schwärmte und dem Sänger eine unverblümte Huldigung darbrachte. Sie hatte sich Emma v. S. unterzeichnet, und Kurt von Banden hielt es für eine seiner Lebensaufgaben, dies geheimnißvolle S. zu entziffern, diese gleichgesinnte Emma zu entdecken; doch waren bisher alle seine Bemühungen vergeblich gewesen. In den Augen der Welt galt Kurt für einen etwas zerfahrenen Dilettanten; in seinen Augen und denen seiner Freunde war er ein Genie — und die sicherste Bürgschaft dafür war seine Erfolglosigkeit, denn wann hätte die Welt jemals den Genius erkannt? Bei Lebzeiten gewiß nicht — und man baute alle Hoffnungen auf den Tod Kurts, nach welchem sein Künstlerruhm erst aufblühen werde.

Die Freunde hatten geraume Zeit auf ihn warten müssen. Friedrich hatte inzwischen dem Baudenmädchen den Hof gemacht, in dem er eine Vignette für Julius von Vossens Roman zu finden glaubte, dessen Heldin eine

preußische Marketenderin ist. Er war eine durchaus prosaische Natur: aber gleichwohl hatte er sich in die Werke seines Freundes so hineingelesen, daß er überall die Originale derselben zu finden glaubte. Endlich erschien Kurt, einen Tornister auf dem Rücken — die röthlichen Augen hatten einen noch unklareren Schimmer als sonst — die Schweißtropfen perlten ihm über die pockennarbigen Backen, die dünne Gestalt war abgemattet und fast geknickt.

Nachdem er einigermaßen zu Athem gekommen, klagte er über den steilen Weg, der hier zur Hampelbaude in die Höhe führte.

„Wenn ich so klettern und schwitzen muß, kann ich zu gar keinem Naturgenuß kommen. Diese Bergsteiger und Alpenkletterer geben sich zwar für Naturfreunde aus; aber es sind im Grunde rüde Burschen, die sich nur an der Leistungsfähigkeit ihrer Muskeln erfreuen. Zum Naturgenuß gehören feine Nerven und volle Seelenruhe: wenn Herz und Lunge arbeiten, wenn man so halb oder ganz außer Athem ist, da hat man keinen Sinn für das Schöne, da ist man zu sehr damit beschäftigt, die körperliche Maschine im Gang zu behalten. Wer hat da Lust oder Zeit, sich hineinzuträumen in die stillen Wunder des Berglebens, der Natur an den Puls zu fühlen, dessen leises Klopfen, dessen lauter Schlag verwandte Regungen der Seele weckt?“

„Doch da keine Wolke so freundlich ist,“ versetzte Friedrich, „uns auf die Höhe emporzutragen, so muß man

doch einmal zum Wanderstabe greifen und im Schweiße seines Angesichts zu den Gipfeln aufwärts klimmen."

„Viele freuen sich ja des mühsam Errungenen," sagte Kurt, sich noch immer den Schweiß abtrocknend, „ich gehöre nicht zu diesen. Ein paradiesisches Nichtsthun, das ist des Menschen am würdigsten. Da hat man die erhabensten, die beglückendsten Gedanken. Man kann ein großer Denker, ein großer Dichter sein, auch wenn man keine Zeile niederschreibt. Der Müßiggang ist dem Philister ein Gräuel, aber das Genie pflückt dabei die schönsten Blumen. Man kann die Welt erlösen beim Spazierengehen, und des Zimmermanns Sohn aus Nazareth hat doch nicht mit Axt und Säge gearbeitet."

„Lieber Kurt!" sagte Friedrich, ihm vom eingeschmuggelten köstlichen Rusterausbruch einschenkend, „es scheint, daß Du in letzter Zeit nicht gerade fleißig gewesen bist, sonst würde das Lob der Faulheit nicht so begeistert von Deinen Lippen tönen."

„Ich habe die erste Scene einer Zauberoper gedichtet und componirt," versetzte Kurt das Glas herunterstürzend; „es ist wahr, ich habe in diesem Jahre nichts Anderes geschaffen; doch ich gehöre nicht zu den künstlerischen Handwerkern, ich folge nur meiner Begeisterung — und hat's denn solche Eile? Man schreibt ja doch nicht für die Mitwelt. Es bedarf der Zeit, bis sich die Apostel finden, und die Menge betet nach. Ich brauche neue Anregungen

und ich hoffe, sie hier im Gebirge zu finden. Meine Zauberoper spielt hier auf diesen Bergen, deren reicher Sagenhort leider den Berliner Romantikern so unbekannt geblieben ist. Ich meine, Rübenzahl kann's mit all den Geistern aufnehmen, die sie herbeibeschwören; überall sind hier seine Spuren, oben auf dem Kamm, unten in den Felsschluchten, an den Quellen und Wasserfällen; er hat die seltsamsten Felsgebilde zu Thronsitzen seiner Herrschaft gemacht und dabei ist er kein vornehmer Geist aus Wolkenkuckucksheim; er wandert umher bei dem Volke drunten in den Dörfern, wo der Webstuhl der armen Leute schnurrt, er spendet Wohlthaten und ist dabei ein spaßhafter Herr, der sich in allerlei lustigen Streichen behagt, die Albernen foppt und die Stolzen zu Fall bringt.

„In der Regel ist er aber doch sehr ernst," sagte Friedrich, „wenigstens wir haben ihn so gesehen."

„Ihr! Was heißt das?" fragte Kurt erstaunt.

Erich, der sich bisher nicht an dem Gespräche betheiligt hatte, sondern brütend an der Tischecke saß, ergriff jetzt auf einmal lebhaft das Wort und schilderte dem zu spät gekommenen Freunde das Bild, dessen Anblick er versäumt hatte. „Das wäre eine Anregung für Dich gewesen, die Dich in Deiner Zauberoper um einen großen Act gefördert haben würde; ich weiß nicht, welche Rolle Rübezahl in derselben spielt; doch wenn Du ihn etwa als einsamen kinderlosen Berggeist über die Berge schweben läßt, Du würdest ihm jetzt eine schöne Tochter geben und müßtest Du den

ganzen Plan Deines Werkes umgestalten. Denn Deine Muse müßte sehr stumpfsinnig und keiner edeln Regung fähig sein, wenn sie der Anblick dieses anmuthigen Mädchens, das wie eine Dryade des Waldes mit Laubkränzen geschmückt und von der abendlichen Beleuchtung wie mit einem Schleier der Verklärung umflossen war, nicht in Entzücken versetzt und zu hinreißenden Klängen in Wort und Ton begeistert hätte."

„Nun, die Schöne hat ja schon ihren Sänger gefunden," versetzte Kurt lachend. Dann erkundigte er sich aber mit wachsender Neugier nach dieser Vision, nach dieser Fata Morgana, wie er es nannte, und gelobte sich, nicht eher zu ruhen, bis er das Räthsel gelöst, das ihn ebenso angelegentlich beschäftigen werde, wie die geheimnißvolle Dankspenderin, das Mädchen mit der blauen Blume.

Noch lange blieben die Freunde wach im lebhaften Gespräche: dann legten sie sich zur Ruhe auf die Streu, die ihnen der Baudewirth hatte in seinem Salon ausbreiten lassen, und während ihre Gedanken sich mit solchen poetischen Bildern beschäftigten, hörten sie nebenan die Milchkühe in ihrem Stalle rasseln und die Ansprache des Mädchens, das sich mit seinen gehörnten Lieblingen im traulichen Volkston unterhielt, bis es auf der erhöhten strohbedeckten Pritsche neben ihnen ebenfalls einschlummerte.

Zweites Capitel.

Das Zauberschloß des Geisterkönigs.

Am nächsten Morgen traten die drei Genossen ihre Wanderung nach der Schneekoppe an: es war ein klarer Spätsommertag und der Blick in die Ferne unverschleiert. So waren denn die Wanderer bester Laune; auch Kurt hatte sich von den Strapazen des vorigen Tages erholt, fand aber den Weg über den Kamm sehr nüchtern und ebenso den Blick in die Ferne ohne Reiz: es sei eben die ausgebreitete schlesische Landkarte, die man da unten liegen sehe und diese Dörfe und Städte hätten, von hier aus erblickt, nur den Vorzug, daß sie recht klein und winzig erschienen, während diese Nester und ihre Bewohner eigentlich alle an Größenwahnsinn litten.

Beim oberflächlichen Anblick mochte man die drei Weggenossen für ganz gleichgeartete junge Leute halten, die, den höheren Ständen angehörig, hier oben auf den Bergen ihrer Wanderlust huldigten: doch schon eine Prüfung ihrer Gesichtszüge mußte ergeben, wie groß der Unterschied ihres Wesens, ihrer Eigenart war, und wer ihrer Unterredung lauschte, der erkannte bald, daß es zwar Allen nicht an innerer Lebendigkeit fehlte, daß aber dieselbe aus sehr verschiedenartigen geistigen Quellen hervorströmte. In der That, Alles was am Anfange dieses Jahrhunderts den Sinn der Menschen erfüllte, ihre Gemüther bewegte, spiegelte sich in diesen drei Jünglingen wieder.

Friedrich von Rosen war der Junker in Uniform, hochmüthig und übermüthig, und seine mit dem Säbel rasselnde Selbstgefälligkeit wurde nur durch eine unverwüstliche gute Laune gemildert, welche feiner geartet war als der gewöhnliche Wachtstubenhumor, — doch über alle die anderen Sterblichen sah er vornehm hinweg, wenn sie das Unglück hatten, bürgerlicher Geburt zu sein. Eine Ausnahme machten nur die hübschen Bürgermädchen, denen er gelegentlich seine herablassende Huld schenkte. Die Erzählungen des Berliner Soldatendichters, dem es übrigens durchaus nicht an patriotischem Sinn fehlte, waren ihm Labung und Erquickung, und in den Rahmen, der die Bilder desselben umgab, fügte er auch sein eigenes Leben ein. Von der Herrlichkeit Preußens war er überzeugt; mit den Siegen des zweiten Friedrichs beschäftigte er sich wachend und träumend; die Geschichte des siebenjährigen Krieges war eine Art von Erbauungsbuch für ihn. Roßbach, das große Wort, stand in bengalischer Beleuchtung vor seiner Seele, wie es vor der Seele aller seiner Kameraden stand. Die unvermeidliche Niederlage der Franzosen war ihnen ein Glaubensartikel: sie vergaßen, daß sie jetzt kein Marquis Soubise commandirte. Im Uebrigen nahm Friedrich das Leben leicht und huldigte der Freigeisterei des großen Königs: die Wöllner und Bischofswerder, die frommen Adepten König Friedrichs Wilhelm II, hatten das Heer nicht zu bekehren vermocht, das von diesem Spuk in den oberen Regionen kaum berührt ward.

Wie ganz anders Erich von Berneck! Er hatte zu den Füßen von Fichte und Schelling in Jena gesessen; er hatte den hohen blassen Dichter des „Wallenstein" und der „Jungfrau" gesehen und gesprochen, er war im Allerheiligsten zu Hause, wo der Jupiter von Weimar, den die Sterblichen an der Ilm Herrn Geheimrath von Goethe nannten, seine Gäste empfing. Er hatte den Blick gerichtet auf das Morgenroth deutscher Zukunft, das aus den Werken unserer großen Denker und Dichter dem jungen Jahrhundert anfleuchtete. Und so erschien ihm der Ruhm des Friedericianischen Zeitalters als Nachschimmer einer versunkenen Epoche, wäre er auch weniger verblichen gewesen, als er's wirklich war: die Wiedergeburt der Welt und des Lebens aus den Gedanken der Wahrheit und Schönheit war seine Losung. Heimisch im Reiche der Ideen hatte er geringeren Sinn für die nächste Umgebung: er stand ihr bisweilen fremd gegenüber. In der bürgerlichen Laufbahn wollte er sich dem Dienste des Vaterlandes weihn, er faßte diese Aufgabe im höchsten Sinn, und Ideale der Menschenbeglückung schwebten ihm vor, wie sie des spanischen Maltesers Brust erfüllten.

Und der Dritte, Kurt von Barden gehörte einem Kreise an, der an dem Lorbeer der Weimar'schen Helden zu zupfen sich kecklich vermaß. Aus dem Brunnen mittelalterlicher Dichtung und Sage, aus dem Quell des unverwüstlichen Humors, der in den Werken Shakspeares und seiner Jünger sprudelt, schöpften sie phantastische Träume

und übermüthige Weltverachtung, sie verherrlichten das eigene Genie, dem Alles erlaubt sei. Da gab es merkwürdige Kobolde und Purzelmännchen unter diesen neuen Stürmern und Drängern; aber auch Dichter von glühender Phantasie und wunderbaren Eingebungen.

Kurt war ganz ein Jünger dieser Schule, welchem die Olympier von Weimar zu marmorglatt und marmorkalt waren. Im Leben und Dichten wüst und zerfahren, irrlichterirend, ohne rechten Halt, zur Unzeit verträumt, zur Unzeit überschäumend, war auch dieser blasse Kurt mit den ewig entzündeten Augen und der hin und her flackernden Flamme einer von jedem Windeshauch der Phantasie bewegten Seele.

Den beschwerlichen Weg zur Koppe hinauf, wobei Kurt bisweilen leichten Anfällen von Schwindel ausgesetzt war, so daß Friedrich, wo der Bergkegel allzujäh nach der böhmischen Seite hinabstürzte, es für das Beste hielt, mit dem Freunde Arm in Arm zu wandern, waren die Genossen munter emporgestiegen. Dort oben auf der höchsten Spitze des nördlichen Deutschlands, welche auch alle böhmischen Berge weit überragte, wollten sie die Sonne unter- und aufgehen sehen. Sie richteten sich für den Tag so wohnlich wie möglich in den engen Räumen des Koppenhäuschens ein. Friedrich war immer draußen und studirte die Karte von Schlesien und Böhmen, freute sich über jeden Ort, den er darauf entdeckte, zeigte Erich die Gebirgsketten, die sich von der Ebene aus so stattlich aus-

nahmen und hier zu so nichtssagenden Vorbergen zusammenschrumpften: die Eule, die Waldenburger Berge und den sich dort unten so vordrängenden Zobten, den Allerweltsberg, der für viele hundert schlesische Schloßparks den unvermeidlichen nahen oder fernen Hintergrund bildet.

Kurt aber machte aus seiner Geringschätzung dieser weiten Aussicht, dieses großartigen Umblicks kein Hehl; er setzte sich auf eine Holzbank vor der Baude und vertiefte sich in die Lectüre von Tiecks „Kaiser Octavian.“

Friedrich hatte sich nach dem Böhmischen Wandertrupp erkundigt; doch derselbe war schon in aller Frühe wieder aufgebrochen. Vergeblich sah er vom Südrand der Koppe nach dem sonnenbeleuchteten Aupathal, ob er dort vielleicht, und sei's nur in einem sich fortbewegenden dunkeln Punkte, die wandernde Gesellschaft entdeckte; er mußte sich damit begnügen, in's Unbestimmte hin der muntern Wanda einen Gruß nachzusenden.

Es fanden sich nur wenig Gäste in der kleinen Baude zu Tisch ein, darunter ein spindeldürrer Beamter, der soeben von Berlin aus als Geheimsecretär zum Provinzialminister von Hoym in Breslau versetzt worden war und die ihm zur Uebersiedelung gewährte Zeit rasch dazu benutzt hatte, einen Ausflug in die Berge zu machen, während sein Gepäck auf langsamen Frachtwagen durch die Mark nach der Oderstadt rollte. Sein Gesicht bestand aus lauter Falten und Runzeln; seine Stirn ging bis zum Scheitel, und spärliche Haare umrahmten die mächtige Glatze; um

seine gekniffenen Lippen aber hatte er jenen Zug geistiger Ueberlegenheit, welcher den in alle Staatsgeheimnisse eingeweihten Politiker kennzeichnete. Er stellte sich den Freunden als Geheimen Rath Schencker vor; seine Begleiterin war eine Dame von fraglichem Alter, aber unfraglicher Häßlichkeit, hochaufgeschossen, spindeldürr, mit einem abschreckend nüchternen Ausdruck in den unregelmäßigen Zügen und den kalten blassen Augen; er stellte sie mit Stolz als seine Tochter Hertha, als die älteste von sieben Töchtern vor, und die Freunde waren nicht sehr neugierig, das ganze Siebengestirn kennen zu lernen, nachdem dieser erste Stern an ihrem Horizonte aufgegangen. Nur der Name Hertha machte Eindruck auf Kurt, und in der That ergab es sich, daß das Haus des Geheimraths Schencker mit den jungen Berliner Dichtern in Berührung stand, und daß Ludwig Tieck, dessen helle feurige Augen Hertha im Laufe des Gesprächs mehrfach hervorhob, bisweilen bei ihnen zu Mittag speiste.

Nach einigen Gläsern des feurigen Baudenweins röthete sich das Gesicht des Geheimraths, und zwar betheiligte sich an dieser Färbung die ganze Stirn und die höheren Regionen, die bei anderen Sterblichen von solchem Mitgenuß ausgeschlossen sind; er setzte sich mit Behagen zurecht und begann über Preußens auswärtige Politik zu orakeln und aus der Schule zu plaudern.

„Es ist wahr, Kaiser Napoleon hat sich sehr ungnädig gegen Haugwitz, unsern gewandtesten Diplomaten,

geäußert, und von England wissen wir, daß er Hannover, nachdem er es uns zum Geschenk gemacht, den Engländern zurückzugeben versprochen. Viele meinen, Preußen könne Hannover nicht entbehren, ich bin nicht dieser Ansicht."

„Jedenfalls", meinte Erich, „wissen wir, was wir von Napoleon zu erwarten haben, und es ist an der Zeit, ihm energisch entgegenzutreten."

„Sachte, sachte, mein junger Freund," sagte der Geheimsecretär, indem er warnend seine Finger erhob, „das sind voreilige Schlüsse, die sich mit diplomatischer Feinheit nicht vertragen. Der Kaiser hat seine Pläne, er steht hoch genug, um ihnen folgen zu können, doch wer sagt uns denn, daß er nicht irgend ein Tauschobject in Bereitschaft hat? Denn er ist uns wohlgesinnt, das kann ich Ihnen aus bester Quelle mittheilen; der General von Knobelsdorf, der vor Kurzem als unser Gesandter nach Paris gegangen, hat an unser Ministerium berichtet — ich kenne diesen Bericht. Der Kaiser hat zwar in einer plötzlichen Zornesaufwallung verlangt, daß Preußen vollständig abrüste und alle Truppen auf den Friedensfuß stelle. Doch später ist davon nicht mehr die Rede gewesen. Knobelsdorf erhielt am nächsten Morgen ein Geschenk von vier Pferden mit einem Wagen, wie es bisher außer dem wirklichen Gesandten noch Niemand erhalten; er schreibt, daß an Krieg gar nicht zu denken sei und hat sogar in Berlin angefragt, ob er nicht den Kaiser, wenn er jetzt nach Deutschland reise, dorthin begleiten solle. Sie sehen, meine Herren, wir sind

orientirt. Wenn man irgendwo das Gras wachsen hört, so ist's in Berlin, und deshalb habe ich mich mit schwerem Herzen von der Residenz getrennt, obwohl mit meiner neuen Stellung in Breslau ein höherer Rang verknüpft ist."

„Auch ich gehe ungern nach Breslau," flüsterte Hertha; „in diesen Provinzialstädten herrscht doch die größte Mittelmäßigkeit. Berlin giebt einmal den Ton an, und da kann man sich wohl fühlen."

„Herr von Hoym," sagte Erich, der ungalant genug war, die Zwischenrede der jungen Dame zu überhören, „ist ein sehr friedliebender Mann und Sie, Herr Rath, werden jedenfalls in Ihrem Fahrwasser bleiben."

„Wozu auch immer neue Kriege?" versetzte der Beamte, „wir gewinnen nicht dabei. Napoleon hat einmal das Kriegsglück gepachtet und wenn er sich an den Spieltisch setzt, schlagen ihm stets die besten Karten auf."

„Warum haben wir gezögert," rief Friedrich, „als Oesterreich sich zum Kampfe rüstete, als Rußland sich an seine Seite stellte? Das war auch für uns der Augenblick, zum Schwert zu greifen. Da draußen steht auf diesem höchsten Berge Schlesiens der österreichische Grenzpfahl. Doch die Staaten, welche diese Grenzen scheidet, sollten zusammenhalten in Noth und Gefahr."

Der Geheimsecretär nickte seine Zustimmung mit einer gewissen Herablassung. Man stand nach der einfachen Mahlzeit vom Tische auf, spazierte auf dem Berggipfel hin und her in wechselnden Gesprächen. Kurt und Hertha

unterhielten sich über die neuesten Schriften der romantischen Dichter, und Kurt war sehr erstaunt, eine Gesinnungsgenossin zu finden in diesem dem Anschein nach so nüchternem Mädchen. Friedrich und Erich politisirten mit dem Beamten, der sich, obschon nur im innern Dienst thätig, für einen großen Diplomaten hielt. Abwechslung boten einige Bergwanderer, welche Herthas spöttische Kritik herausforderten; es waren Bürger aus den kleinen Städten am Fuß des Gebirges mit ihren Frauen und Töchtern, welche ziemlich athemlos oben angekommen und den ganzen Proviant von Kaffee, Zucker, Backwerk mit sich schleppten.

Die Ungelenkigkeit der Männer und Frauen und die ungraziöse Plumpheit der Mädchen, unter denen sich sogar eine Bürgermeisterstochter befand, begeisterten auch Kurt zu einigen drolligen Einfällen im Styl des „Zerbino" und des „gestiefelten Katers", denn das engherzige und breitspurige Philisterthum war ja allen Jüngern der Romantik ein Gräuel. Freilich, der Vater Herthas gehörte auch zu den Figuren, welche die romantischen Dichter sich einzufangen liebten, und konnte für eine der Hoffmann'schen Gestalten Modell sitzen.

So kam der Abend heran, doch die Sonne verbarg sich hinter einer dichten Wolkenwand und gewährte den Reisenden durchaus nicht das erwartete Schauspiel, und nicht minder ungnädig war sie beim nächsten Morgen, als die andächtige Gemeinde in frostiger Frühe versammelt war, um in das Gluthauge der jungen Tageskönigin zu

blicken. Da sah man wohl den ersten Strahl am Horizonte aufzucken, doch sogleich hüllte sie sich in den dicksten Schleier, und eine gezackte unheimliche Wolke verbarg schon ihre ersten Schritte im Firmament.

Die drei Genossen rüsteten sich zur Heimfahrt; es ging bergunter an der Hampelbaude vorbei, in die Waldregion. Kurt schlug vor, vom gebahnten Wege abzuweichen, um den Zauber der Bergwälder und all ihrer unerschlossenen Heimlichkeiten zu genießen, sich in irgend einem schattigen Versteck, auf irgend einer grünen Lichtung auszuruhen — man brauchte ja blos die Richtung bergab zu verfolgen, um sicher in's Thal zu gelangen. Gerieth man aber auf unwegsame Stellen, an steile Abgründe, so hatte auch dies seinen romantischen Reiz.

Die Freunde folgten in frischer Wanderlaune dem Künstler, der auf kaum betretenen Fußpfaden, die sich in allerlei Zickzacklinien bewegten, sich in's Dickicht schlug. Die Sonne brannte heiß; sie empfanden es auf jeder offenen Lichtung zwischen den Buchen- und Tannenschlägen. Doch die Lebensluft, welche die Blätter ausströmten und der harzige Duft, der aus den Stämmen und Aesten der Nadelhölzer quoll, ließ keine Ermüdung bei ihnen aufkommen, und selbst Kurt, welcher gegen das Bergklettern die feindlichste Gesinnung hegte, schritt bergab in bester Laune und mit munterer Rüstigkeit. An einer Stelle gelangten sie auf einen Felsvorsprung, der eine beschränkte Aussicht bot: sie waren etwa am mittleren Hang des

Gebirges; die Ebene lag noch tief unten; an den zerstreuten Häusergruppen, so weit sie in ihr Gesichtsfeld gerückt waren, vermochten sie sich nicht zu orientiren, und auch einige Kirchthurmspitzen, die im Sonnenglanze glitzerten, gaben ihnen keine Auskunft über die Richtung, die sie eingeschlagen hatten. Zu den Füßen derselben hatten sich gleichmäßig grüne Pfarrhausgärten angesiedelt; rothe Ziegeldächer, blinkende Fenster, die Guirlanden der Obstgärten, Alles sah sich zum Verwechseln ähnlich, die Ortschaften waren ihnen unbekannt. Der ganze Fernblick indeß wurde tief verschattet durch eine dichte schwere Wolke, die über den Vorbergen lagerte und immer näher zu kommen schien. Man beschloß, jetzt nur den Pfaden zu folgen, die geradeswegs bergab führten, sollte der Hang auch noch so steil und jäh sein. Kurt erlaubte sich keinen Widerspruch, obschon ihn die unbequemen steinigen Wege aus allen seinen Träumereien aufstörten und ihn nöthigten, mit scharfem Blick die Stämme und Wurzeln zu prüfen, die ihm immer Halt boten, und hier und dort einen kühnen Sprung zu machen, dessen erschütternde Wirkung ihm durch Mark und Bein ging und ihm ganz das Gefühl friedlichen Wohlbehagens verdarb, das ihn bisher erfüllt hatte.

Inzwischen verschwand der Sonnenschein und mit ihm das Gitterwerk, das er auf dem Waldboden gezeichnet hatte. Alles lag düster im schweren Schatten; ferner Donner ertönte und aus der näher rückenden Wolke, die ein heftiges Gewitter im Schooße trug, zuckten die Blitze. Ein Unge-

witter im Walde erschien aber selbst Kurt zu romantisch: vor Allem scheute er eine Durchnässung, umsomehr, als er sich durch die Wanderung erhitzt hatte; denn er besaß keine tactfeste Gesundheit und rühmte sich dessen gelegentlich; denn eine solche passe nur für Philister, nicht für fein organisirte Naturen. Immer greller zuckten die Blitze durch den Wald. Die hohen Baumgestalten badeten sich im Flammenmeer, das ihr sonst dunkles Bild von Kopf zu Fuß in freudiger Glorie zeigte. Der Donner, vom Echo der Berge zurückgeworfen, rollte immer majestätischer, und folgte immer näher dem Blitze auf dem Fuße. Der Sturm, der sich gleichzeitig erhoben, gab den Bäumen ein freuderauschendes Leben, und bald begann auch der Himmel seine Schleußen zu öffnen.

Die Wanderer hatten eine Senkung erreicht, die sich an eine steile Felsenwand anlehnte, deren Anblick der lichter werdende Wald gestattete. Einige prachtvolle Buchen und Tannen schienen hier Wache zu stehen vor irgend einem alten Castell; denn etwas wie eine hohe graue Mauer zog sich zwischen ihnen hin; dahinter ragte zwar nichts empor, was einem Dache oder Thurme ähnlich sah und auf eine menschliche Wohnung hätte schließen lassen; aber die Wanderer bemerkten doch eine Pforte in den Mauern; irgend ein sterbliches Wesen, ein Pförtner oder Wächter, mochte doch dahinter verweilen: sie riefen und klopften mitten im heftiger werdenden Unwetter, und beim Schein eines grellen Blitzes erkannte Kurt an der Thüre ein Kreuz in Rosen, das geheime Symbol der Rosenkreuzer.

Endlich, während ein heftiger Wetterguß sich zu entladen begann, wurde geöffnet, es war ein alter Diener, silberhaarig und silberbärtig, der, als sie um einen gastlichen Unterstand baten, sie freundlich eintreten hieß und sie durch einen großen schutzlos offenen Hof, der zunächst nur den Blick auf eine Rundmauer bot und gar keine Gebäude ankündigte, hinführte. Plötzlich trat die Felswand auf der einen Seite zurück und in einer Schlucht erblickte man ein phantastisches Bauwerk, zu welchem Treppen in die Höhe führten. Durch eine Vorhalle mit düstern Glasmalereien, die theils symbolische Zeichen, theils Bilder von biblischen und andern Einsiedlern darstellten, über einen Mosaikfußboden, auf dem, wie es schien, allerlei deutungsreiche Figuren angebracht waren, wurden die Wanderer in zwei seitwärts gelegene Gemächer geführt, die einfach, aber wohnlich eingerichtet waren. Der Diener versprach, bald wiederzukommen und ihnen bequeme Hauskleider zu bringen sowie einen Imbiß zur Erquickung. Je heftiger draußen das Wetter brauste, desto wohligeres Behagen empfanden die drei Genossen an diesem Zufluchtsort, der sich ihnen so unerwartet geöffnet hatte. Kurt besonders war entzückt von diesem räthselhaften Waldschloß, das sich so geheimnißvoll zwischen den Felsen verbarg, und während er seinen nassen Rock an den Nagel hing, ging ihm im Geiste eine prachtvolle Decoration für den zweiten Act seiner Zauberoper auf. Friedrich aber erging sich in Muthmaßungen über den Besitzer dieses merkwürdigen, vor der Welt ver-

steckten Besitzthums, und Erich erinnerte sich aus seiner Jugendzeit mancher Gespräche über Rosenkreuzerei im Schooße seiner Familie; man mochte einen Grund haben, später nicht mehr darauf zurückzukommen; er hatte mehrmals bemerkt, daß der Vater ein Gespräch, welches darauf hinzudeuten schien, mit kurzem Machtworte abschnitt.

Der Diener kam bald wieder, brachte bequeme pilgerartige Gewänder mit allerlei romantischem Aufputz, während ein Anderer Wein und Brod sowie Süßigkeiten herbeitrug. Der alte Majordomus äußerte im Auftrage seines Herrn den Wunsch, die Fremden möchten sich hier gütlich thun und hier so lange verweilen, wie es ihnen gefiel. Dann verschwanden die dienstbaren Geister und überließen die Freunde ihren Beobachtungen. „Es ist doch curios," sagte Friedrich, „daß der Wirth selbst sich gar nicht um seine Gäste kümmert. Gewiß, wir brauchen uns über den Mangel liebenswürdiger Gastfreundschaft nicht zu beklagen; aber es fehlt doch das Auge des Herrn, das uns grüßend entgegenwinkt, und der gastliche Händedruck zum Willkommen."

„Jedenfalls," meinte Kurt, „ist es eine eigenthümliche Karavanserei, in die wir hier gerathen sind. Und wer sagt Euch denn, daß das Schloß einen Herrn hat? Vielleicht ist es von Geistern bewohnt, vielleicht ist das Alles nur eine Vision — abgesehen von diesem moussirenden Champagner, der mir ausgezeichnet schmecken soll, und dem prächtigen süßen Backwerk, das uns im Munde zergeht."

Kurt hatte dem Frühstück tapfer zugesprochen, während Erich beim Anblick des mit allerlei Sammetstickereien geschmückten Mantels, den er überwarf, plötzlich von einem Gedanken ergriffen wurde, der sein Blut in freudige Wallung versetzte. Hatte der Greis droben auf dem Berge am Teiche nicht eine ähnliche Gewandung? Wie, wenn sie hier in sein geheimnißvolles Heim eingedrungen wären, und wenn hier auch das schöne Geschöpf in der Nähe weilte, das in der abendröthlichen Beleuchtung so tiefen Eindruck auf ihn gemacht!

Das Gewitter draußen hatte, nachdem es mehrfach ein mächtiges Echo in den Felsschluchten geweckt, in seinem Ungestüm nachgelassen; aber der Regen fluthete noch aus dem grauen Gewölk, das den ganzen Himmel bedeckte, hernieder. Die Freunde empfanden wenig Lust, ihr gastliches Asyl zu verlassen.

Friedrich und Kurt gingen auf eine Entdeckungsreise aus: sie hatten doch ein Recht, in der Vorhalle nach dem Wetter zu sehen, und wenn sie sich bei dieser Gelegenheit ein wenig verirrten, so konnte man ihnen, bei der Menge von Thüren, die aus dem salonartigen Corridor hinausführten, daraus keinen Vorwurf machen. Friedrich hatte, von dem Vorpostendienst und den Recognoscirungspatrouillen her, Ortssinn genug, um zu wissen, welchen Weg sie gekommen waren; er öffnete eine Thür, die nicht in's Freie führen konnte. Das Zimmer, in das sie traten, war ganz leer — offenbar ein Kupferstichcabinet;

alle Wände waren mit uncolorirten Bildern bedeckt. Friedrich betrachtete die Bilder an der einen Querwand, und es fiel ihm auf, daß sie nicht etwa nach Kunstschulen, sondern nach ihren geschichtlichen Stoffen geordnet waren; nicht anders war es an den langen Seitenwänden. Diese Portraits, diese Gruppenbilder, diese Scenen, alle im schwarzen Ebenholzrahmen in allen möglichen Formaten, von dem großartigsten Massentableau bis zu den unscheinbarsten Medaillonköpfchen, waren einer und derselben geschichtlichen Zeit, der jüngsten Vergangenheit, entnommen; es war mehr eine Gedächtnißcapelle, als ein Kunstcabinet.

Und diese Bilder waren alle aus der Zeit der französischen Revolution. Friedrich, bei allem seinem Abscheu vor den Jakobinern verfolgte doch mit Interesse diese durch die Unterschriften erläuterten Darstellungen. Da war der Schwur im Ballsaal, Mirabeau und die Königin Marie Antoinette, Ludwig XVI. im Tempel, eine Sitzung des Jakobinerclubs, das letzte Mahl der Girondisten, das Fest des höchsten Wesens, die Septembermorde, Robespierres Hinrichtung. Auch einige andere berühmte Vorgänge hatten eine bildliche Darstellung gefunden; man sah eine Versammlung der Secte der Catharina Theot, der Verkünderin des Messias Robespierre und ein Mahl bei Anacharsis Clootz, dem „Beglücker des Menschengeschlechts": da stand der weltbürgerliche deutsche Baron und hielt eine begeisterte Rede, während seine Jünger, die ihm mit Hingebung gehören, bereit sind, mit ihm anzustoßen.

Am meisten interessirte sich Kurt für die Portraitgallerie, die sich wie ein doppelter Fries um alle Wände unterhalb der größeren Bilder hinzog. Friedrich konnte nicht lebhaft genug seinen Abscheu vor diesen Mördern und Henkersknechten ausdrücken, vor diesem Auswurf des Pöbels, den der Schlammvulcan der Revolution in die Höhe geschleudert; er begriff nicht, wie man sich eine Sammlung derartiger Köpfe anlegen könne, denen ja meistens das einzig verdiente Loos zugefallen, durch das Messer der Guillotine vom Rumpfe getrennt und beiseite geschafft zu werden. Am meisten war ihm der Adel zuwider, der sich selbst für die Abschaffung seiner Vorrechte begeistern konnte. Gegen Mirabeau und Barnave hegte er größeren Groll als gegen Danton und Robespierre. Der ganze Saal schien ihm eine Sammlung von Höllenbreughel zu enthalten, und er begriff nicht, wie ein schlesischer Gutsherr statt eines Ahnensaals sich eine Gallerie solcher verabscheuungswerther Scenen und Subjecte anlegen konnte.

„Vielleicht," meinte Kurt, „hat er Sympathie mit diesen Bewegungs- und Umsturzmännern; es giebt ja in Deutschland genug sonderbare Käuze, die für diese Pariser Helden warme Verehrung empfinden. Was mich betrifft, so sehe ich hier einen Beitrag zur Geschichte der Narrheit, in welche sich oft die Geschichte der Menschheit verwandelt — und diese Bilder bestärken mich nur in solcher Auffassung. Sieh Dir diese tobsüchtige Gesellschaft auf den großen

Tableaus an; hat man ein anderes Gefühl, als daß ein gehöriges Sturzbad ihr sehr wohl thun würde? Und diese Portraits selbst . . man sieht ja den Augen und Gesichtern die fixen Ideen an, welche diese Leute beherrschten. Freilich, dem Grafen Mirabeau nicht, das war ein Lebemann, der Königinnen den Hof zu machen und Pensionen einzukassiren verstand, während er die lärmenden demokratischen Feuerwerke abbrannte. Auch Danton hat eine gewisse Bonhommie in seinen Zügen, und wenn er in den Kerkern mit dem Säbel aufräumen ließ, so störte das gewiß nicht im Geringsten seine gute Laune und seinen guten Appetit. Doch sieh Dir nur die Andern an, diesen Robespierre mit der Taubenfrisur und dem eckigen Gesicht, den systematischen Narren, diesen Saint-Just — leider! auch ein Edelmann wie Mirabeau — mit dem Fanatismus im Blick und der knabenhaften Unreife gleich den jugendlichen Verbrechern, die, einem unheimlichen Instinct folgend, sich an Brandstiftungen erfreuen, diesen Marat, dem die Mordlust aus den Augen flammt, diesen fratzenhaften Hebert, der aussieht, als ob er jahrelang in einem Kehrichtwinkel gelegen hätte, diesen geckenhaft lustigen Baron Clootz, der die Welterlösung als einen Sport behandelt — Narren, Alles Narren, Clowns der Weltgeschichte, wie sie Shakespeares ergiebige Phantasie nicht tragikomischer gestalten konnte."

Friedrich nickte seine Zustimmung, indem er diese merkwürdigen Gesichter musterte.

„Es fehlt noch eins darunter," sagte er, der „Affe Voltaire, dem ja diese klienen Weltverbesserer mehr oder weniger aus dem Gesicht geschnitten sind."

Die Freunde begaben sich zu Erich zurück, um ihm Mittheilung von ihrer Entdeckung zu machen; sie fanden ihm am Tische sitzend und mit Aufzeichnungen in seiner Brieftasche beschäftigt. Die Störung schien ihm unwillkommen zu sein; er hörte anfangs nur mit halbem Ohr, offenbar in eine dichterische Inspiration vertieft; dann befremdete auch ihn die mitgetheilte Thatsache; als aber Kurt und Friedrich mit ihren spöttischen Bemerkungen über das Verbrecheralbum fortfuhren, das sie eben in Augenschein genommen, sagte Erich mit Nachdruck:

„Es ziemt uns nicht, geringschätzig von Männern zu sprechen, die, trotz ihrer großen blutigen Irrthümer, doch ihr Leben an ihre Idee gesetzt."

Friedrich schüttelte den Kopf. Kurt aber meinte:

„Jedenfalls an eine fixe Idee — und dann sind wir ja einig."

Bald nach diesem Gespräch erschien der alte Diener wieder und theilte ihnen mit, daß der Herr des Hauses sich freuen werde, seine Gäste bei Tisch zu sehen und auch schon vorher in seinem Salon zu begrüßen. Die Nachricht erregte große Ueberraschung, man fragte nach dem Namen des Hausherrn. Duplassy — ein französischer Name. Dann erkundigte man sich nach dem Befinden der Reisekleider, die von dem Dienerpersonal mit Anwendung aller

möglichen Wärmeeinflüsse getrocknet worden waren; man wollte sie auch mit einem Rest von Feuchtigkeit lieber anziehen, als in den entliehenen phantastischen Hausgewändern zu Tisch erscheinen.

Erich war in großer Aufregung; würde er das Mädchen, jene Tochter Rübezahls, wieder sehen, und würde sie in der Beleuchtung eines trüben Regentages, ohne jeden phantastischen Aufputz und romantischen Hintergrund, ihn noch zu einer dichterischen Verherrlichung begeistern können, wie er sie eben auf's Papier geworfen?

Die Freunde machten in Eile Toilette, und der draußen wartende Diener führte sie dann über einige Marmorstufen, an denen zwei das heilige Feuer hütende Vestalinnen Wache hielten, in das Cabinet des Hausherrn. Es war in der That der ehrwürdige Greis, welchen Erich und Friedrich oben auf den Bergen gesehen; doch um die Lippen des Eremiten schwebte ein sanftes wohlwollendes Lächeln; mit weltmännischer Haltung nahm er die Meldung entgegen, durch welche sich die drei jungen Adeligen bei ihm einführten, und drückte Jedem herzlich die Hand.

„Verirrt in den Bergen," sagte er mit ehrlichem Deutsch, nicht ohne leise schlesische Dialectfärbung, „o, das Gewand Rübezahls hat merkwürdige Falten. Man muß unser Gebirge sehr genau kennen, wenn man überall die rechten Wege finden will; ich selbst, der ich hier groß geworden bin, habe oft in den Wäldern den Compaß verloren. Nehmen Sie Platz, meine Herren!"

Die Freunde fanden behagliche Lehnstühle zu ihrer Verfügung und sahen sich jetzt erst in dem Gemach um. Es war schwarz ausgeschlagen — oben funkelten goldene Sterne; unten sah man Todtenschädel und Beingerippe. In einem Ebenholzschranke standen eine Menge schwarzeingebundener Bände, zum Theil in Folioformat; überall auf den Thüren und Möbeln sah man das Andreaskreuz über der mit Dornen umgebenen Rose. Auf einem großen Bilde sah man eine Landschaft aus Palästina, einen vom Abendglanz umflossenen See. Vorne stand der Heiland und winkte zwei Fischern, und der erstberufene machte Anstalt, zu ihm heranzutreten, der zweite folgte ihm. Das Bild trug die Ueberschrift: „Die Berufung des Andreas“. So war der Andere dessen Bruder Petrus, der nachher den Erstberufenen in den Schatten stellte.

Der alte Herr selbst trug einen schlichten Sammetrock mit weiten Aermeln; vor ihm auf dem Tische lagen zusammengerollte Handschriften, in denen er gelesen. Die Thür in ein Seitengemach stand offen. Friedrich, der neugierig überall umherspähte, entdeckte darin Erd- und Himmelsgloben, einen Schrank mit funkelnden Krystallflaschen, einen Kochheerd mit allerlei Gefäßen und Retorten und verschiedene, wie es ihm schien, physikalische Maschinen.

„Vielleicht wird hier Gold fabricirt,“ sagte er zu sich selbst, „dann bleib' ich, bis ich's gelernt habe.“

Das Gespräch kam dann auf die Tagesereignisse. Trotz des zurückgezogenen Lebens in der einsamen Fels-

schlucht zeigte sich der Einsiedler sehr vertraut mit den Weltbegebenheiten und besonders mit den französischen Zuständen.

„Immer, wenn eine neue Lehre auftaucht, die der Welt das Heil verspricht und die Menschheit in Aufregung versetzt, verfällt alsbald das neue Evangelium dem Loos alles Irdischen; die heilige Gluth verwandelt sich in ein verzehrendes Feuer, das Wort des Segens in die That der Zerstörung. So war's mit dem Christenthum, so mit der Umwälzung in Frankreich. Durch ein Blutbad führt der Weg für jeden neuen weltbewegenden Gedanken, und zuletzt wird er eine Waffe in der Hand der brutalen Gewalt. Das große Morden beginnt immer von Neuem; das ist das unsterbliche Menschenwerk — und die Ideen sind nur der befruchtende Regen für den Aufgang der blutigen Saat. Irgend ein eiserner Gewaltmensch erntet, was die Priester des Gedankens gepflanzt. So dieser Napoleon, er braucht Kriege und Schlachten, er sucht sie und findet sie. Er wird nicht vor dem Schatten des großen Friedrich Halt machen: noch ist die Erinnerung an ein Roßbach auszulöschen, und wenn ihm das gelingt, erhöht er seinen Thron und sein Volk jubelt ihm zu. Der Krieg mit Frankreich ist für Preußen gewiß, und es ist eine klägliche Staatskunst, die ihn aufhalten will; sie wird nur erreichen, daß er im ungünstigsten Augenblicke für Preußen losbricht."

Erich und Friedrich stimmten zu; Kurt aber meinte,

es sei Pflicht der Regierung, so lange wie möglich den Frieden zu erhalten; dann falle der Fluch auf den Friedensstörer.

„Wer flucht ihm denn?" versetzte der Alte, „es ist ja Mode, den Sieger zu bewundern. Ein großer Feldherr . . . das gehört ja zum eisernen Inventar für den Götzendienst der Menschen. Wie beim Ringkampf wird der applaudirt, der den Andern zu Boden wirft. Mitleid giebt's nicht für den Besiegten . . . mögen ihm auch alle Knochen zerschmettert worden sein. Die Bestie Mensch erkennt nur das Recht des Stärkeren an, und die ganze Geschichte ist ein großes Triumphlied auf die rohe Kraft und ihre Erfolge. Der Stolz der Nationen, ihre großen Erinnerungen, ihre begeisternden und rührenden Feste, welche die weiße Unschuld mit Blüthen schmückt; sie gelten alle dem Sieg der Gewaltthat, dem die Opfer erliegen. Dem Opferstier aber ist's gleich, ob er von einem Fleischer oder von einem Priester geschlachtet wird — und im Grunde ist's auch dasselbe, nur daß der Priester noch Hymnen dazu singt. Und in diesen Gesang stimmt dann das Volk ein. Wer flucht einem Napoleon? Man vergöttert ihn."

Offenbar hatte die Weisheit des alten Rosenkreuzers einen Zug der indischen aus dem Lotosblumenlande; Erich, der bei Fichte und Schiller in die Schule gegangen, setzte sich dagegen zur Wehr; er sah nicht die Lebensaufgabe in friedlicher Beschaulichkeit: im Kampfe, in der That erst

zeigten sich die großen Eigenschaften der menschlichen Natur. Der Greis erwiderte mit feinem Lächeln:

„Ihr mögt dem Stier die Hörner noch so sehr vergolden: ihm bleibt's die Hauptsache, daß er damit stoßen kann und seinen Gegner aufspießen."

Noch lange ging der Kampf der Meinungen hin und her; Friedrich betheiligte sich nicht daran. Er war Soldat, das Militär war dazu da, um Kriege zu führen; alles Andere war ihm gleichgültig. Kurt aber studirte den silberbärtigen Alten, um ihm einige Züge für seine Zauberoper abzulauschen.

Als Duplassy seine Gäste einlud, ihm in's Speisezimmer zu folgen, empfand Erich ein leises Herzklopfen, er war überzeugt, daß er das schöne Mädchen jetzt wiedersehen werde und fürchtete fast, daß seinen schönen Träumen eine unliebsame Enttäuschung folgen würde. War es vielleicht nicht eine Art von Theaterschönheit, die nur durch decorativen Aufputz und den Beleuchtungseffect zu fesseln vermochte?

Im Speisesaal, einem etwas düstern alterthümlichen Gemache mit Fenstern, die mit Glasmalereien geschmückt waren, mit einem prachtvollen Büffet von Eichenholz, mit künstlerischem Schnitzwerk reich verziert, wurden die Gäste von zwei jungen Damen begrüßt, deren eine der Graf als seine Tochter vorstellte, während die andere, eine Französin, die Gesellschaftsdame derselben war.

Das war sie in der That, die Tochter Rübezahls,

und in ihrem schlichten Gewand so reizend wie im Schmuck der Waldeskränze oben auf den Bergen. Vom eichenen Holzgetäfel hinter ihr hob sich der schöne Kopf mit dem Goldgelock ab, wie ein Heiligenbild von einem düstern Rahmen; jetzt konnte Erich auch näher ihr in's Auge sehen; es war von tiefdunkler Bläue und hatte etwas Mächtiges, Bezwingendes in seinem Ausdrucke. Gewiß lag auch eine sanfte Schwärmerei darin, wie Erich später während des Tischgesprächs mit seiner Nachbarin bemerkte: aber zuerst fühlte man sich gebannt durch den sieghaften Feuerblick. Auch um die Lippen lag ein entschlossener und entschiedener Zug; Alles aber war gemildert durch den mädchenhaften Reiz, den Duft der Jugend und Unschuld, der das liebliche Wesen, die schlanke Gestalt umschwebte.

Friedrich hatte zur Nachbarin die französiche Dame, eine Pariserin aus dem Salon der Madame Tallien, revolutionärer Erinnerung, und keine Freundin des Herrn Bonaparte, dem sie den Staatsstreich vom 18ten Brumaire nicht verzeihen konnte. Sie war über die erste Jugend hinaus, aber noch von jugendlicher Frische und Beweglichkeit: Alles an ihr funkelte und glitzerte, das buntschillernde Kleid, die Ketten und Armbänder, vor Allem die kohlschwarzen koketten Augen und der nicht minder kokette Esprit mit seinen sprühenden bon mots. Friedrich ließ alsbald sein Französisch in Reih und Glied aufmarschiren, allerlei schulgerechte Wendungen, auch einige eingelernte Pointen. Als aber das Gespräch lebhafter wurde, da ging's mit

seinem Französisch über Stock und Stein, auf holprige Wendungen kam's da nicht mehr an. Der galante Cavalier machte sich geltend und trat in seine Rechte. Die reizende Wittwe hatte es ihm angethan; denn er war nicht lange darüber im Zweifel, daß Madame Langeais eine Wittwe war, die als achtzehnjährige Frau ihren Gatten verloren, der unter dem Beil der Guillotine zur Zeit der Schreckensherrschaft gefallen war. Das hatte freilich ihrem Leben keine düstere Färbung verliehen; jetzt, mit dreißig Jahren, war sie so munter und lebenslustig, als hätte es nie einen Robespierre gegeben, der mit ihrem Gatten so kurzen Prozeß gemacht.

Kurt, der neben dem Grafen saß, lenkte das Gespräch bald auf den Berggeist Rübezahl, und der Hausherr ging mit Behagen darauf ein.

„Es macht mir Vergnügen, den Berggeist zu spielen, und es giebt ja viele Leute, drunten in den Dörfern und droben in den Bauden, die mich bei gelegentlicher Begegnung dafür halten. Es kommt dazu, daß ich dem würdigen Beherrscher dieser Berge einige Schliche abgelernt habe; ich bin von Allem gut unterrichtet, was in den Hütten, auf den Bergen und in den Thälern vorgeht, und spiele gelegentlich böswilligen Buben einen kleinen Schabernack. Doch ebenso mache ich brave Leute glücklich durch unerwartete Geldspenden, die ich sie oft in geheimnißvoller Weise finden lasse."

„Und woher erfahren Sie dies Alles?" fragte Kurt.

„Ich habe Beamte nnd Gehülfen, die mich hierin unterstützen. Das Volk hier braucht einen guten Geist, der ihm in's Herz sieht und ihm auf allen Wegen folgt. Die Behörden kümmern sich wenig um die kleinen Leute, und die Geistlichen haben nichts Menschenfreundliches in ihrem Wesen; viele von ihnen sind unter dem Wöllner'schen Regiment angestellt worden und voll von Hoffahrt und verstandlosem Glaubenseifer."

„Ich glaube wohl," meinte Kurt, „daß ein Wohlthäter, ein Schutzgeist, der sich um die kleinen Schicksale der Menschen kümmert, vom Volke mehr verehrt wird, als die Erzengel und Cherubim, die allzuvornehm droben in ihrem Himmel weilen. Der Aberglauben liegt überhaupt dem Menschen näher als der Glauben. Dieser soll sich ja mit der Vernunft versöhnen lassen, doch das ist immer ein schwer Stück Arbeit; jener ist unvernünftig durch und durch; aber er schlägt seine Wurzeln im dunkeln Gefühl und solche Unvernunft ist den Menschen sehr bequem."

Kurt, der sich viel mit schlesischer Sagenforschung beschäftigt hatte, wußte noch allerlei Anekdoten von Rübezahl zu erzählen, von denen einige dem Eremiten sehr zu behagen schienen; er meinte sie für den lustigen Spuk, den er mit den Bergbewohnern trieb, verwerthen zu können.

Er wandte indeß bei diesem Gespräch keinen Blick von Erich und seiner Tochter, die an der Tafelrunde ihm gegenüber saßen und in ein sehr lebhaftes Gespräch verwickelt waren. Besonders die Lebhaftigkeit des Mädchens, das an

Stille und Einsamkeit gewöhnt war, fiel ihm auf, er hatte seine Heloise selten so angeregt gesehen.

„Und hier in den Wäldern und Bergen behagt es Ihnen?“ fragte Erich.

„Wie nirgends sonst. Hier bin ich frei und glücklich! Wenn ich auf meinem Schimmel, der wie eine Gemse klettert, auf gebahntem oder ungebahntem Weg durch den Bergwald reite, da komme ich mir wie eine Feenkönigin vor, der die Glöckchen des Waldes läuten, die Wipfel rauschen, die Vögel singen. Dann bind' ich mein Roß an einen Eichstamm und gehe zur Lichtung, wo die Rehe grasen, die mich mit ihren Augen so freundlich ansehen und mir aus der Hand fressen. Oder ich sehe von einem Felsvorsprung hinaus in's Land, in den Duft der Ferne. Dann wandelt mich wohl ein Sehnen an, für das ich keine Worte finden kann; es winkt mir aus den duftigen Schleiern wie mit unsichtbaren Händen. Und doch — das geht vorüber, ich bin glücklich, hier bleiben zu dürfen im schönen Walde, wo mir so wohlig zu Muthe ist.“

„Und Sie haben diese Berge nie verlassen?“

„O doch . . . ich besinne mich recht wohl, als Kind unter den Bäumen des Tuileriengartens gespielt zu haben. Und dann zieht's durch mein Erinnern wie ein dumpfer schrecklicher Lärm, Volksgetöse, Volksgeheule — und ich sehe von meinem Balcon hernieder auf ein endloses Gewühl von Köpfen, die mich wie Ungeheuer mit knirschenden Zähnen und mit offenem Rachen in meine Träume ver-

folgten. Und auch jetzt verfolgen mich noch diese unheimlich dunklen Erinnerungen; ich träume, ich wäre in der Hölle und sähe diese entsetzlichen Gesichter, und Schlangen umwänden diese Köpfe, und ein endloses Kreischen dringt mir durch Mark und Bein."

„Aber seit Sie hier in den Bergen wohnen?" fragte Erich.

„Von hier habe ich meinen Vater öfters auf seine Schlösser begleitet, die er dort unten besitzt am Fuß der Eule, in den Vorbergen der Grafschaft Glatz — und es sind schöne und stattliche Gebäude, ganz anders, als dieser zwischen den Felsen eingeklemmte Stammsitz; große Parks, die ihre Baumwipfel und Pavillons in hellen Teichen spiegeln, mit dem Blick auf grüne Höhn in der Nähe und blaue Berge in der Ferne, umgeben sie, und in allen befinden sich hohe Säle und elegante Salons. Doch Alles ist leer und einsam, tüchtige Gutsverwalter pflegen diese Besitzthümer und an den bestimmten Terminen kommen sie hierher zu uns, um Rechnung abzulegen und dann herrscht hier ein buntes Leben und Treiben. Die in den Felsen gehauenen Ställe sind voll von schnaubenden Rossen, Treppen und Gänge klirren von den Sporen der Beamten."

„Und Sie haben nie Lust empfunden, in jenen prächtigen Schlössern zu wohnen, Gäste bei sich zu sehen, die Sie bewirthen, im Verkehr mit einer glänzenden Welt zu leben?"

„Niemals, so wenig wie mein Vater je dazu Neigung empfunden. Wir haben stets nur wenige Tage in jenen Schlössern geweilt; dann zieht es uns wieder hier in unsere Wald- und Felseneinsamkeit zurück. Mein Vater hat nichts gemein mit den Menschen da drunten, er geht seine eigenen Wege. Und auch mir sind Alle fremd, Alle" ...

Sie hielt plötzlich inne.

„Dann muß es uns sehr leid thun," versetzte Erich, daß wir uns Ihnen hier aufgedrängt haben."

„O, das ist ganz etwas Anderes," versetzte Heloise, „Gastfreundschaft üben wir stets . . . und dann, Sie sind nicht wie die Andern."

„Nicht wie die Andern?"

„Ich glaube, Ihnen könnt' ich Manches sagen, was mir so durch den Kopf geht bei meinem Ritt durch die Wälder und was ich so sinne und fühle, wenn ich allein bin mit meinen Gedanken. Aber drunten, bei den Frauen und Männern, die ich dort gesehen . . da schnürt es mir die Seele zu."

„Das sind practische Leute, die für den Bedarf des Lebens sorgen; ich glaub' es wohl, daß Sie bei diesen sich nicht heimisch fühlen."

„Ich geb' so viel auf's Auge," versetzte Heloise, „doch diese kühlen, nüchternen Blicke — das Alles stößt mich zurück. Sie und Ihre Freunde haben ein Etwas im Blick, Seele und Leben; Ihnen kann man sagen, wie's

Einem um's Herz ist — Sie verstehen das — und wie lange hab' ich's Niemandem sagen können."

Diese offenherzigen Geständnisse erhöhten den Zauber, der von dem schönen Mädchen ausging und dem sich Erich völlig gefangen gab. Auch seine Seele löste sich, und er gestattete ihr den Blick in sein inneres Leben.

„Wir bilden uns freilich ein, nicht mit der großen Welt mitzulaufen; es lebt in uns ein anderer freier Geist; wir haben zu den Füßen der großen Denker gesessen, welche uns einen Blick in die Welt eröffnen, des Menschengeistes und des Allgeistes Wunder uns begreifen lehren. Und in nächster Zeit will ich nach Jena zurückkehren, um dort meine Studien bei unsern hervorragenden Philosophen zu vollenden; doch auch unsern großen Dichter kannt' ich und kenne ich von Angesicht. Ich habe Schiller gesehen und gesprochen, in dessen Werken eine stahlharte Energie des Wollens und Denkens herrscht und daneben eine schöne Schwärmerei der Empfindung. Ich habe ihn gesehen, schon von Krankheit gebeugt, den hohen edlen Mann mit den scharfgemeißelten Zügen; noch schwebt er vor meinem Blick, wie er durch die Straßen Weimars schreitet; man sah ihm den Kampf an mit seinem inneren Leiden; aber aus den Augen leuchtete der herrliche Geist, und zuweilen richtete er sich auf zu seiner ganzen Höhe; es war, als ob ein Strahl der Begeisterung ihn berührt hätte, die ihn über den niederdrückenden Zwang des Irdischen erhob. Jetzt liegt er dort im engen Grabe, aber sein Geist schreitet geharnischt

durch das Volk, und wo giebt es eine Schranke für das geflügelte Wort, das von Geschlecht zu Geschlecht tönt?"

Heloise hörte andächtig zu.

„Sie kannten Schiller? O wie glücklich Sie sind! Immer von Neuem habe ich seine Gedichte und Dramen gelesen. Wie herrlich sind seine Frauen und Mädchen! Nicht für das Alltägliche geschaffen — und auch uns erhebt es darüber, wenn wir den schönen Worten lauschen, aus denen eine so erhabene Gesinnung spricht."

„Und auch den Olympier Goethe habe ich oft gesehen," fuhr Erich fort, „und bin bisweilen sein Tischgenosse gewesen. Das ist ein Mann aus Einem Gusse, fest und stolz, das Leben und die Welt beherrschend. Wie schön spricht er unter seinen Marmorbildern von Natur und Kunst! Ein tiefes, feuriges Genie spricht aus seinen Augen, wenn auch der Sturm und Drang der Jugend verbraust ist. Alles erscheint bedeutend, was er berührt; man wächst in seiner Nähe."

„Sie waren lange in Weimar?" fragte Heloise.

„Ich kam nur öfters hinüber aus der Musenstadt Jena, wohin ich auch jetzt zurückreisen will, nachdem ich von meinem Vater Abschied genommen."

„Und Sie trennen sich so lange von unserem schönen Schlesierland?" sagte Heloise mit einem Anfluge von Bedauern.

„Ich will von den großen Denkern, deren Hörer ich gewesen bin, dort die Doctorwürde empfangen. Dann kehr'

ich zunächst zu meinem Vater zurück, der leider krank ist, und ich hoffe später einmal auf einen Lehrstuhl an einer Hochschule."

„Wie ich gehört," sagte Kurt, sich in das Gespräch mischend, „ist das Fräulein eine begeisterte Verehrerin Schillers. Das ist nun einmal so Brauch bei den jungen Damen, obschon die Frauen und Mädchen, welche der Dichter geschaffen hat, doch keine Gestalten von Fleisch und Blut sind: diese unmögliche Amalie, diese überschwängliche Leonore, diese Thekla mit ihren thränenfeuchten Gemeinplätzen, diese Jungfrau mit ihren Visionen und einem Herzen, in welchem die Madonna und der besiegte Engländer zugleich einquartirt sind. Nur, wenn er Frauen darstellt, die ein wenig eingteufelt sind, wie die Julia Imperiali und auch die große Königin Elisabeth, da erreicht er eine Naturwahrheit, die aber grell aufgetragen ist und an den Fischmarkt erinnert. Schiller wird sehr überschätzt, doch die neue Schule geht ihm gehörig zu Leibe; nach fünfzig Jahren wird er vergessen sein!"

Erich entgegnete lebhaft, da er sah, daß Heloise von dieser rücksichtslosen Kritik betroffen war, welche Kurt aus den Aufsätzen der Schlegel und Tieck geschöpft hatte.

Inzwischen hatten Friedrich und Madame Langeais, noch ehe der moussirende Champagner credenzt wurde, sich am leichtperlenden Esprit der Unterhaltung ergötzt. Die schöne französische Wittwe, welche für das einsame Leben, zu dem sie verdammt war, offenbar wenig Beruf und

Talent besaß, war ganz entzückt von einem Besuch, der eine so angenehme Abwechselung in diese Einsamkeit brachte — und während sie mit Friedrich sich auf's Beste unterhielt, warf sie doch gelegentlich auf Kurt und Erich einige seelenvolle Blicke, da auch diese jungen Männer sich ihres Beifalls zu erfreuen hatten.

Der Alte war indeß stiller geworden, je lebhafter das Gespräch wurde; er sah Erich öfters mit forschenden Blicken an und war, wie es schien, in Erinnerungen vertieft.

Draußen hatte sich inzwischen der Himmel entwölkt; ein von der Nachmittagssonne durchleuchtetes Stück blauen Aethers spannte sich oben über den Felsen aus, zwischen denen das Schloß in der Schlucht gebettet war. Die Bergfahrer griffen wieder zum Wanderstab; sie schieden mit herzlichem Dank für die gastliche Aufnahme; ein Jäger begleitete sie, um ihnen die nächsten Waldpfade und Wege nach Schmiedeberg zu zeigen. Dort in der Poststube trennten sie sich, denn die gelbe Postkutsche führte sie zu verschiedener Zeit und nach verschiedenen Richtungen hin in ihre Heimat. Erich sah immer das Bild Heloisens vor sich; er empfand eine brennende Neugierde, Näheres über den geheimnißvollen Schloßherrn zu erfahren; die Seinen mußten ihm doch über einen in Schlesien so reich begüterten Mann Auskunft ertheilen können; doch wie diese auch lauten mochte, das Bild, das vor ihrer Seele stand, blieb davon unberührt.

Heloise aber hatte ihren Schimmel satteln lassen und war die steilen Pfade hinaufgeritten zu dem Felsvorsprunge, welcher ihr liebster Aussichtspunkt war. Sie hatte das Rößlein an eine alte Buche gebunden und spähte hinaus in die Ferne.

Sie sah auf Wege in den Waldlichtungen, auf Wege, welche sich durch Wiesenthäler schlängelten, auf eine ferne Straße, welche durch die Baumlinien bezeichnet wurden. Hier und dort wirbelte Staub auf — wo mochten jetzt die Wanderer weilen?

Zum ersten Male empfand das Mädchen ein Gefühl von Vereinsamung, und mit einer ihm früher unbekannten Sehnsucht blickte sie in's Land hinaus. Die Sonne sank — und beim Heimritt durch den dunkelnden Wald, wo sie sonst oft ein Gefühl von heiligen Schauern ergriffen, kam ihr jetzt Alles so unheimlich todt vor. Die Felsengruft, in der ihres Vaters Schloß lag, erschien ihr auf einmal wie ein Felsengrab, und als Frau Langeais sie mit übermüthigem Lachen begrüßte und nicht müde wurde, die Frische der jungen Leute zu rühmen und der frohen Stunden zu gedenken, die sie heut' bei Tische erlebt — da wandte sich Heloise ab, und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge.

Drittes Capitel.

Der Majoratsherr.

Der Familienbesitz Erichs lag in der Nähe der Festung Schweidnitz in einer hügeligen Gegend, in den Vorbergen des Zobtens, der mit seinem breiten Rücken hier den Hintergrund des landschaftlichen Gemäldes bildete, auf welches die Fenster des Schlosses hinausblickten. Das Schloß selbst verdiente kaum diesen Namen; es war ein neugebautes Wohnhaus mit zwei vorspringenden Flügeln; davor stand eine Riesenlinde, ein vielhundertjähriger Baum, dessen gewaltiges Astwerk vielfach gestützt war; denn der Sturm hatte schon mehrfach morsche Ausläufer des Hauptstammes heruntergebrochen, und es würde lebensgefährlich gewesen sein, im Schatten des mächtigen Baumes zu wandeln, wären nicht Vorkehrungen getroffen worden, daß die majestätische Krone nicht der gewaltigen Aeste beraubt werde, die sie bilden halfen.

Es war eine Art von Familienpietät, welche diesen Baum pflegte und hütete. Da das alte Schloß sich nicht hatte erhalten lassen, sondern durch einen Neubau ersetzt werden mußte, so war diese alte Linde gleichsam das Erbstück, das an der Väter Zeiten erinnerte — der heilige Baum des Majorats. Um die Wohnung zog sich ein parkartiger Garten mit vielfach verwildertem Strauchwerk und einigen vereinsamten hohen Platanen und Weimuthskiefern; doch es fehlte den Anlagen jede Regel und Harmonie.

Es gab da einige buschige Plätzchen, die besonders im Frühling, wenn der Mehldorn seine rothschimmernde Blüthenpracht entfaltete, eine anmuthige Zuflucht boten; doch fast überall störte der Anblick der etwas naturwüchsigen Umzäunung, hinter welcher sich bald einige unsaubere Dorfhütten zeigten, bald der große Pfuhl des Dorfes, in welchem die Kinder mit nackten Füßen herumplätscherten, Enten und Gänse concertirten, und wo gelegentlich einige müde Ackergäule mit ihren Karren in's Bad getrieben wurden.

Auf einer Ruhebank, die zwar ganz im Grünen versteckt lag, zu der aber das lärmende Geschrei der Dorfjugend herübertönte, saß der alte Berneck, der im Heere des großen Friedrich Cornet gewesen und die vergnügliche Schlacht bei Roßbach mitgemacht hatte, ein etwas barscher hitziger Haudegen, dem das Alter nicht das heiße Blut beruhigt hatte. Er saß gebeugt und auf seinen Stock gestützt, wie sein alternder König einst in Sanssouci gesessen; er hatte ihn lange überlebt; seine ganze Zeit und das Jahrhundert waren inzwischen zu Ende gegangen; doch Berneck lebte in der Erinnerung an jene ruhmvollen Schlachten, die er in früher Jugend mitgemacht; er haßte Napoleon, nicht weil er Oesterreich überwunden und das Deutsche Reich zertrümmert hatte, sondern weil er mit seinem Kriegsruhm den des unvergleichlichen Preußenkönigs zu verdunkeln drohte. An seiner Seite saß eine ältere Dame, seine Schwester, eine verwittwete Baronin von Zedwitz, die

mit ihrer Tochter seit langen Jahren auf dem Schlosse weilte, die Honneurs des Hauses machte und die Wirthschaft führte, denn Bernecks Frau war früh gestorben.

Ehe Erich durch den Laubengang zu seinem Vater gelangte, sah er etwas durch die nächsten Hecken huschen und flattern, ein weißschimmerndes Kleid, und wie ein flinkes Reh eilte draußen neben dem grünen Spalier eine kleine liebliche Elfe dahin, um ihm den Vorsprung abzugewinnen und durch die nächste Oeffnung in den Laubengang einzubrechen.

„Endlich, Vetter, hab' ich Dich! Die weißgekleidete Jungfrau muß doch den Prinzen begrüßen!"

Bei diesen Worten überreichte Julchen von Zedwitz Erich einen schönen Blumenstrauß.

„Wir erwarteten Dich heute nach Deinem letzten Schreiben, und da hab' ich denn den Garten geplündert, schon in aller Frühe; wir haben die Blumen fortwährend bespritzt, daß sie nicht welk wurden, denn sie ließen schon bedenklich die Köpfchen sinken. Nun will ich sie aber in Eile an den Mann bringen; sonst sieht's schlimm aus mit meinem Blumengruß, und Du glaubst wohl gar, daß die pflichtschuldige Liebe Deiner Cousine so trist und welk geworden ist. So . . . da hast Du mein Willkommen . . . und nun will ich Dich nicht aufhalten auf Deinem Gang zum Vater . . . Sohnespflicht vor Allem!"

Erich konnte kaum ein Wort des Dankes vorbringen; da war Julchen schon wieder verschwunden und gar nicht

auf gebahnten Wegen; denn sie sprang in ordnungswidriger Weise über die Beete, und es kam ihr nicht darauf an, hier und dort die Buxbaumeinfassung zu zertreten. Erich wußte nicht recht, ob er über den schönen Strauß und die Aufmerksamkeit Julchens sich freuen sollte. Früher wäre diese Freude eine ungetrübte gewesen; jetzt mischte sich etwas wie ein leises Wehegefühl mit ein, ohne daß er sich darüber Rechenschaft geben konnte.

Sein Vater empfing ihn mit großer Herzlichkeit; er hatte seine Freude an dem Sohne; nur das Eine war ihm ein stilles Herzeleid, daß dieser sich nicht dazu entschließen konnte, das Waffenhandwerk vor der gelehrten Laufbahn zu bevorzugen. Ein tüchtiger Gutsherr mußte Offizier gewesen sein; das war bei ihm eine feststehende Ueberzeugung. Freilich, man konnte in jener Laufbahn Minister werden wie Haugwitz. Doch sein Erich schien ihm kein Talent zum Diplomaten zu haben, und außerdem dachte der Alte ziemlich gering von dieser ganzen Sorte. Die Haugwitz und Lucchesini waren in der That nicht geeignet, Respect vor der Kunst und Weisheit der Cabinete einzuflößen. Die besten diplomatischen Depeschen hatte der alte Fritz mit seinem Degen geschrieben.

Erich mußte seinem Vater von seinen Bergwanderungen erzählen; er verfehlte nicht, ein lebendiges Bild von dem Alten und seiner Tochter zu entwerfen und das geheimnißvolle Bergschloß auf's Genaueste zu beschreiben. „Der Alte," fügte dann Erich hinzu, „ist ein reicher Gutsherr,

wie ich erfahren, er hat hier überall in Schlesien Besitzungen am Fuß der Berge; es wundert mich, daß Du nie von ihm gesprochen, denn er kann Dir nicht unbekannt sein, und seine Seltsamkeiten . . ."

„Seltsamkeiten . . . Verrücktheiten . . ." fiel ihm der Vater in's Wort, indem er zornig mit dem Stocke aufstampfte.

„Also Du kennst ihn?"

„Jede Familie hat ihre dunkeln Existenzen, über welche zu schweigen zum guten Ton gehört."

„Jede Familie . . . er ist also ein Verwandter?"

„Es ist mir sehr unlieb, daß Du in die Höhle des Löwen gerathen bist und dort sogar Gastfreundschaft genossen hast; doch das läßt sich nun einmal nicht ändern. Er war der Busenfreund eines Vetters von uns."

„Und dieser französische Name?"

„Weiß Gott, in welcher Blutlache der Revolution er ihn aufgelesen hat."

„Der Revolution?" fragte Erich erstaunt.

„Er war lange Jahre in Paris und ist eine Art von Jakobiner, sodaß er anständigen Leuten ein Grauen einflößen muß. Vielleicht gehört er sogar zu den Königsmördern! Ihm ist Alles zuzutrauen. Dazu sein empörendes Glück; er steht auf dem verlorensten Posten und gewinnt die Bataille."

„Welche Bataille . . . und wie kam er nach Paris?"

„Ich bin wenig aufgelegt, mich mit dem Schicksal

dieses Abenteurers zu beschäftigen, und es würde mir das auch sehr verdacht werden von allen anderen Mitgliedern unserer Familie, welche Grund haben, ihn zu hassen; wir betrachten ihn einmal als verschollen, mag er auch schon seit langer Zeit wieder nach Schlesien zurückgekehrt sein; doch da Dich der Zufall einmal mit ihm zusammengeführt hat —"

„Ich habe in der That," sagte Erich, „für den wunderlichen alten Herrn das lebhafteste Interesse gewonnen."

„Das ist sehr übel angebracht, Du wirst es selbst einsehen. Jener Mann war früher ein Geheimbündler, ein Rosenkreuzer, ein Illuminat oder wie man diese Leute nennt, die sich gegen Gott und die Welt verschwören. Damals schritt man in Deutschland gegen diese staatsgefährlichen Gotteslästerer ein; sie wurden mit Fug und Recht des Landes verwiesen. Er zog mit vielen nach Frankreich und führte dort, wie man hört, ein abenteuerliches Leben, ließ sich mit der Pariser Canaille ein, und das hätte ihm fast auch den Kopf gekostet. Es wäre kein Unglück gewesen, nein, ein Glück für uns Alle!"

„Warum, Vater?" fragte Erich.

„Der Erbonkel in unserer Familie, der einen der größten Gütercomplexe Schlesiens besaß, war ein Sonderling, wenn er nicht soweit ging, sich ganz jenen Schwärmern anzuschließen. Doch er hatte Woldemar schon früher in's Herz geschlossen; er las alle die Schriften, welche ihm dieser zugeschickt, und grollte uns, weil wir

uns von seinem Liebling abgewendet hatten. Und als er starb, hatte er seinen ganzen Besitz, den er unter den Verwandten hätte theilen sollen, jenem bei unserem Landesfeind weilenden Vagabonden vermacht. Dieser hatte uns des Antheils beraubt, der uns zukam, der vielen von uns sehr erwünscht gewesen wäre. Wenn wir uns früher von dem Staatsverbrecher lossagten, so war uns Allen jetzt der Erbschleicher verhaßt geworden."

„Doch er hat sich um die Erbschaft nicht beworben."

„Er hat sie angenommen. Das genügt. Er kehrte nach Schlesien zurück. Die Zeit hatte sich geändert . . . man drückte ein Auge zu, wenn der alte Rosenkreuzer wieder in's Land kam — war er doch ein steinreicher Mann geworden — und die heilige Justiz hat Respect vor dem schnöden Mammon. Vieles von dem, was jene Magier unter Verschluß hatten und worauf sie ihre sieben Siegel gehängt, wurde jetzt auf den Hochschulen gelehrt. Die Secte war ungefährlich geworden oder vielmehr die Gefahr, die von ihr ausgegangen war, ging jetzt von der Wissenschaft aus, die der Staat in seinen Schutz genommen; das Licht, das in den geheimen Zellen brannte, war ein Bivouacfeuer geworden, an dem die ganze Jugend ihre geistigen Kochtöpfe wärmte. So blieb er unangefochten in Schlesien."

„Und seine Tochter?"

„Von einer Tochter weiß ich nichts."

„Ein schönes Mädchen!"

„Stammt gewiß aus Feindesland! Doch genug davon," versetzte der Alte aufstehend; „ich werde auf diese dunkle Person noch einmal zurückkommen, wenn Du Deine juristischen Studien vollendet hast, da Du doch einmal ein Rechtsverdreher werden willst."

„Ich hoffe," sagte Erich, „demnächst in Jena als Doctor der Rechte zu promoviren."

„Wenn's denn sein muß, so hast Du meinen Segen! Doch nachher kannst Du Dich vielleicht bald in einem wichtigen Rechtshandel bewähren und der Familie nützlich sein."

„In welchem Rechtshandel?"

„Nun, er betrifft eben jenen da droben! Es kam im letzten Familienrath zur Sprache, daß bei der Erbschaft des alten Erbonkels nicht Alles mit richtigen Dingen zugegangen sei, man will Intriguen auf der Spur sein. Zufällig sprach ein Bauer des Dorfes von einem zweiten außergerichtlichen Testament, bei dem er als Zeuge unterschrieben, wo ist dies Testament geblieben? Vielleicht hatte er darin neben seinen nächsten Vettern auch unser gedacht, vielleicht können wir dem Alten vom Berge noch den Raub aus den Klauen reißen."

„Und da sollte ich . . ."

„Es gilt, in Breslau eine ganz verschollene Persönlichkeit auszukundschaften. Doch ich wollte über dies Alles erst mit Dir sprechen, wenn Du als Mann des Rechts fix und fertig sein wirst."

„Die Zeiten sind bedrohlich, Vater, ich werde mich beeilen. Ich will schon morgen nach Jena zurückkehren, um dort die nöthigen Vorbereitungen zu Examen zu treffen."

„Dann kommst Du wieder und ich werde Dir für Breslau die nöthigen Ordres ertheilen."

Der Alte erhob sich, ein einfaches Mittagsmahl wartete nicht weit vom Ruhsitz in der Gartenlaube. Frau von Zedwitz und Julchen hatten Alles schicklich vorbereitet. Erich erzählte bei Tisch von seinen Abenteuern, ohne indeß der schönen Tochter des Alten vom Berge Erwähnung zu thun: eine Unterlassungssünde, über welche sich der Vater seine eigenen Gedanken machte. Baronin von Zedwitz hörte mit Andacht zu; sie schenkte fleißig dem feurigen Erzähler Wein ein, nöthigte ihn wiederholt, den schmackhaften Forellen ihr Recht widerfahren zu lassen und behandelte ihn mit jener liebevollen Fürsorge, welche die Mütter heirathsfähiger Töchter Denjenigen angedeihen lassen, von denen sie begründeten Argwohn hegen, daß sie Talent und Beruf zum Schwiegersohn besitzen.

Julchen selbst sah ihren Vetter mit ihren munteren Augen an, ohne sich um das, was er erzählte, um die Wirthschaft Rübezahls oben auf den Bergen sonderlich zu kümmern. Solch ein alter Herr flößte ihr weiter keine Theilnahme ein. Bei ihrer quecksilbernen Beweglichkeit benutzte sie jede Gelegenheit, um aufzuspringen, in's Haus und in die Küche zu eilen, für die neuen Gerichte zu sorgen,

Alles herbeizuholen, was der Diener vergessen hatte, Salzfaß und Gläser für den Dessertwein, und wenn sie dann wieder herbeigehüpft war, dann kümmerte es sie wenig, daß sie inzwischen den Zusammenhang von Erichs Geschichten verloren hatte: sie sah ihm nur nachträglich in die Augen und freute sich, daß er so frisch und flott darauf loserzählte.

Nach dem Essen begab sich der alte Berneck zu seiner gewohnten Mittagsruhe, und auch Frau von Zedwitz pflegte sich in ihre Gemächer zurückzuziehen: sie gab es zwar nie zu, daß sie am hellen Tage, welcher nur der Arbeit geweiht sein soll, die Augen schloß, doch so pünktlich sie meist sich einriegelte und die Vorhänge herunterließ, sie hatte doch schon ein paar Mal die nöthigen Vorsichtsmaßregeln versäumt, die an und für sich verdächtig genug waren, und man hatte sie überrascht, wie sie auf ihrem Sopha im festen Schlummer lag, das Haupt mit dem ergrauenden Haar auf schöngesticktem Sophakissen ruhend und mit so ruhigen Athemzügen schlafend, daß von der Migräne, die sie später als schützenden Schild über sich breitete, gar nicht die Rede sein konnte.

Erich und Julchen blieben allein im Garten; sie gingen über die Kieswege, die in der Septembersonne flimmerten. Drei Rosen waren verblüht, doch die Astern, die wie Matronen aussahen mit steifen Halskragen, die vermummten Kapuzinernelken und allerlei gespreizte Blumen, welche den Hofstaat des Herbstes bildeten, machten sich auf den Garten-

beeten breit: Alles duftlos, phlegmatisch. Eine hochrankende Aristolochia, die sich um einen Riesenstab schlang, präsentirte ihre Pfeifenkopfblüthen, wie zum Nachtisch, nachdem das Gastmahl der Natur bereits vorüber war. Julchen hatte das Treibhaus und ihr Zimmergärtchen plündern müssen, um für den Vetter den schönen Strauß zu winden.

Doch in ihrem Herzen war nichts Verblühtes und Melancholisches; wie sollte eine herbstlichen Stimmung in ein so junges Mädchenherz kommen? Sie warf im Vorübergehen ihren Sommerhut über einige verspätete Falter, die den altfränkischen Blumen Besuch machten, und ließ dann die Gefangenen bald wieder frei.

„Du hast ja von Rübezahl allerliebste Märchen erzählt," sagte sie, indem sie dem Begleiter mit neckischem Lächeln in's Gesicht sah.

„Du hast aber nicht darauf geachtet."

„Das Alles hab ich schon in einem Märchenbuch gelesen. Dein Freund Kurt hat Dir wohl auf der Bergwanderung mit seiner Phantasie ausgeholfen, und wir erhalten hier den Rest von seinem Vorrath!"

„Du hast doch manches versäumt, was Dich interessirt hätte."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, was ich von den reizenden Baudenmädchen erzählte, der schönen Wanda mit den dunkel blitzenden Augen."

Julchen hatte eben nach einer Gießkanne gegriffen, die

sie am nahen Röhrbrunnen füllen wollte, doch sie setzte dieselbe wieder ärgerlich bei Seite.

„Das hab' ich freilich versäumt; doch ich bin auch oben auf den Bergen gewesen und kenne diese Böhminnen, welche auf der Harfe klimpern. Sie sehen recht dunkelbraun aus und recht verschwärzt. Du hast ja eine Vorliebe für alles Dunkle, besonders in der sogenannten Philosophie, von der Du soviel hermachst. Möglich, daß Du Dich in diese mystischen Gesichter vergafft hast; „mystisch" muß ja Alles sein, was Dir gefällt; ich bin's nicht, wahrhaftig nicht, und ich hatte jenen Mädchen gegenüber keinen andern Gedanken, als ob es nicht am besten wäre, ihnen mit nächster Gelegenheit einige Pfund Seife zu schicken."

„Du bist sehr prosaisch, sehr wirthschaftlich."

„O nein, ich habe auch meine Poesie, und man hat sie mir nach dazu in's Haus getragen. Denn während Du fort warst, besuchten uns hier acht stattliche junge Leute, an zwei Sonntagen hintereinander . . . o, man hat mir den Hof gemacht! Sieh mich nur an — ich hoffe, ich wachse in Deinen Augen."

Und Julchen stellte sich auf die Zehen und warf dem Vetter einen verächtlichen Blick zu, aber es gelang ihr doch nicht, auf ihn herabzusehen.

„Und wer hat den Vater besucht?" fragte Erich gleichgültig.

„Den Vater? Das soll mich wohl kränken? O, ich war immer mit dabei. Da kam der Lieutenant von Erichsen,

von den grünen Füselieren des Bataillons von Greiffenberg am ersten Sonntag . . . ein hübscher blonder junger Mann! So denk' ich mir Werther, Goethes Werther; er hat einen schwärmerischen Augenaufschlag und lispelt etwas, wenn er spricht; er sieht in seiner Uniform so genirt aus, als wollt' er um jeden Preis heraus und in den Werther'schen Nanking hineinschlüpfen."

„Du bist ein Kobold, Julchen!"

„Und dann der Rittmeister Seelenstrang vom Graf Henckel'schen Kürassirregiment . . ein Riese, aber gefährlich, ich meine für die französischen Chevaux-legers; er rasselte mit dem Säbel, strich sich den Schnurrbart so . . . und sprach immer nur von der Breslauer Canaille. Er hatte dabei einen so merkwürdigen Ton in seiner Stimme . . das Gesindel von Pflastertretern flößte ihm einen Ekel ein . . . es war, als ob er auf eine Kröte getreten hätte. Desto liebenswürdiger war er gegen mich, und wenn jede Schmeichelei, die er mir gesagt, ein Schönpflästerchen gewesen wäre . . ich würde jetzt mit lauter Mouches so austapezirt sein, daß Du Dich vergeblich nach meinem Gesichtchen umsehen würdest!"

Die thörichten Bemühungen des jungen Mädchens, ihn eifersüchtig zu machen, machten auf Erich einen wehmüthigen Eindruck, umsomehr, als sie dieselben ja selbst wieder durch die schelmische Beleuchtung vereitelte, in welche sie die Bilder ihrer Anbeter rückte.

Dann aber wurde sie ganz ernst, pflückte einige

Septemberveilchen, die auf einer kleinen Wiese blühten, welche sich naturwüchsig an die Gartenbeete hinanschob, reichte sie ihm, sah ihn dann mit einem traurigen Blick an und sagte:

„Und Du willst wirklich wieder nach Jena reisen?"

„Ich muß . . ich hoffe dann als würdiger Doctor zurückzukehren."

„Das hätte wohl noch Zeit bis zum Winter. Der September ist noch so schön, die Tage sind noch so klar und hell; man sieht den Bergen in's Herz. Und wenn dann der October die Farben mischt — niemals ist der Wald, ist der Park schöner, und ich bin nie lustiger, als wenn die Bäume den bunten Regen streuen; ich patsche durch's Laub, wie ein Kind durch den Bach. Doch das wird jetzt anders werden. Du bist ja oft fort; aber diesmal kränkt es mich, daß Du fortgehst!"

„Ich komme wieder und bleibe eine Zeit lang hier, eh' in den Staatsdienst trete."

Julchen schmollte noch einige Zeit lang, dann lud sie den Vater zum Federballspiel ein, unten in der Halle. Wie freute er sich sonst über das anmuthige flinke Mädchen, das so geschickt den gefiederten Ball auffing, ihn so hoch in die Lüfte schlug, so gazellenhaft hin und herhüpfte. Das war das Glück der Jugend ganz und voll, frisch und unverkümmert. Jetzt aber drängte sich ihm stets ein anderes Bild dazwischen: eine überlegene Schönheit, geist- und gemüthvoll in ihrer vornehmeren Ruhe. Die Schönheit aus dem Zauberschlosse.

Abends saß Julchen niedergeschlagen neben ihm und hörte zerstreut auf das Wortgefecht zwischen ihrer Mutter und dem alten Berneck. Das wiederholte sich jeden Abend, jahraus, jahrein, und der ganze Unterschied bestand nur darin, daß es bisweilen in kurze Plänkeleien verlief, bisweilen aber kein Ende finden konnte. Frau von Zedwitz war eine Anhängerin der Frommen, welche unter König Friedrich Wilhelm II. das Staatsruder geleitet, eine Wöllnerianerin, bibelfest und sattelfest in Allem, was den lutherischen Katechismus betrifft; ihre etwas abhängige Stellung im Hause hinderte sie nicht, ihre Ueberzeugung mit einer solchen Energie auszusprechen, daß sie auf's Lebhafteste zu gestikuliren pflegte und die Bänder ihrer Haube wie vom Sturm gepeitscht hin und her flogen. Freilich stand ihr ein hartgesottener Sünder gegenüber; denn der alte Berneck war ein Freigeist, wie sein Herr und Meister, der alte Fritz, es gewesen, und er hatte in seiner Jugend wie sein großer König so viele starke Dosen Voltaire zu sich genommen, daß er zeitlebens das Gift nicht loswerden konnte. Mit einem gewissen kalten Hohn behandelte er die Strafpredigten der sich ereifernden Dame und warf dann gelegentlich einen Kernfluch dazwischen, der wie ein Wetterschlag den geistlichen Vorspann der Gegnerin scheu machte, daß er erst nach längerer Zeit wieder anzog und in's Geschirr ging.

Julchen wartete vergeblich, daß Erich, wie er sonst öfters that, den Faden des Gesprächs in die Hand nahm und dem engherzigen Eifer der Streitenden weitere geistige

Fernsichten eröffnete. Der starre Kirchenglaube wie die seichte Aufklärung standen ihm gleich niedrig; er war ein Schüler der großen deutschen Denker. Doch heute mischte er sich nicht in den Streit, er kannte Rede und Gegenrede auswendig; sie folgten sich ja wie Frage und Antwort in einem Katechismus, er empfand dabei jenes Behagen, das der in der Mühle großgewordene Jüngling beim Klappern der Mühlräder fühlt, das schon seine Kinderspiele begleitet hatte; es heimelte ihn an, wie Alles, was seit Alters her zum Hause gehört. Und auch das liebe Gesichtchen neben ihm war ja ein Stück von seiner Heimat.

In der dämmernden Frühe des nächsten Morgens hielt vor dem Schloßthor schon das Gespann, welches Erich zur nächsten Poststation führen sollte. Ein paar thaufeuchte Blumen und frisch geweinte Thränen ... das war Juliens Reisegeschenk. Der Vater schlief noch; er hatte schon am Abend Abschied genommen. Bald ging's fort über die im Morgengrauen liegende Flur, und in dieser heiligen Stille kam über Erich das alte Gefühl der geheimnißvollen Anziehungskraft, welche der Boden der Heimath auf die Seele des Menschen ausübt. Dann aber lockte die Ferne: weiter hinaus ging's in der gelben Kalesche, vorbei an den Bergen Schlesiens über die stolze Elbe bis zu den Waldhügeln der Saale und der in ihrem Bergkessel malerisch gebetteten Musenstadt.

Viertes Capitel.

Jena.

In einer bescheidenen Wohnung mit dem Blicke auf die Saale hatte Erich schon früher sich häuslich eingerichtet; er fand Alles unversehrt und fühlte sich bald heimisch unter seinen Büchern und an seinem Arbeitstische. Mit einem befreundeten Professor besprach er das Nöthige über seine Doctorpromotion: er hatte sich eins der Grenzgebiete ausgesucht, wo sein Fachstudium, die Rechte, sich mit seiner Lieblingswissenschaft, der Philosophie, berührte; die Abhandlung, die er über Hugo Grotius, Hobbes und Puffendorf und die Anschauungen dieser Lehrer des Naturrechts geschrieben, lag schon fertig in seinem Pult und bedurfte nur der letzten bessernden Hand.

In seinen Mußestunden bestieg er die Nachbarberge des deutschen Florenz, den Berg „mit dem röthlich strahlenden Gipfel," den Schiller in seinem „Spaziergang" besungen und die andern alle, welche stets wechselnde Fernsichten boten über die bereits herbstlich sich färbende Landschaft — und hier schweiften seine Gedanken von den Paragraphen der Staatsrechtslehre, die er in seinem Gedächtniß bei schweigender Wiederholung stets zu seiner Verfügung fand, den heimatlichen Bergen zu.

Wenn er über die Heckenwege schritt, sah er sich immer danach um, ob die liebe Cousine, das herzige Mädchen, nicht daraus hervorhuschen werde, und in der

abendröthlichen Beleuchtung glaubte er stets vor sich das Bild der schönen Tochter Rübezahls zu sehen.

Ein Theil der Universitätslehrer war noch in den Ferien: das verzögerte den Tag der Prüfung. Immer bedrohlicher häuften sich indeß die Wolken am politischen Himmel; jener Gewaltmensch, wie ihn der englische Denker Hobbes geträumt, der Egoist im großen Styl, hatte in Napoleon Fleisch und Blut gewonnen — und gegenüber seinem eisenfesten Willen zeigte sich die schwankende Politik Preußens immer feindseliger und zu einem Bruch hindrängend, vor dem sie doch immer wieder zurückschreckte; man erfuhr von gewaltsamen Veränderungen in Norddeutschland, die Napoleon beabsichtige, ohne auf die Abmachungen mit Preußen die geringste Rücksicht zu nehmen . . und man rüstete zum Kriege. Doch der Cäsar duldete keine Halbheit; er begab sich sogleich zur Armee; das preußische Ultimatum erfolgte, in welchem verlangt wurde, daß die französischen Truppen ungesäumt und ohne Ausnahme über den Rhein zurückgehen sollten. Dies Ultimatum, welches Napoleon ein schlechtes Pamphlet nannte, war so gut wie eine Kriegserklärung und diese folgte nach wenigen Tagen nach. Gleichwohl hoffte man auf beiden Seiten immer noch auf Verständigung: Napoleon fand den Krieg mit Preußen unpolitisch, wie er auch dem Könige schrieb in dem Briefe, der zu spät in dessen Hände gerieth, als schon die Würfel der Entscheidung gefallen waren; er meinte, daß Frankreich aus diesem Kriege nichts für seine

Politik, seinen Handel, seine Industrie gewinnen könne. Und auch die preußische Diplomatie hoffte noch immer auf irgend welche Auskunftsmittel und die Generale zögerten und wollen nicht recht an eine ernstgemeinte Entscheidung glauben.

Schon zog sich der Kriegslärm die Saale entlang: auch in Jena rückten immer neue Truppen ein. Mit ihnen kam der junge kriegerische Prinz, den man den Alcibiades Preußens nannte, Prinz Louis Ferdinand, der aus heißer Vaterlandsliebe und glühender Ruhmbegierde die Kriegspartei zum endlichen Siege geführt. Erich war dem Prinzen in Berlin vorgestellt worden und als er ihn auf dem Marktplatze von Jena erblickt hatte, zögerte er nicht, sich zu einem Besuche bei ihm anzumelden.

Er fand ihn in heiterster Stimmung, und nicht von Gram und Sorge kamen die Schatten her, welche hier und dort seine edeln Züge verdüsterten, er schien den Becher der Lebenslust am feurigsten geleert zu haben, ehe er in den Kampf und in den Tod zog. Und doch hatte sein Wesen nichts eingebüßt an Stolz und Kühnheit und heldenhafter Frische. Seine hohe, schlanke Gestalt, seine vornehme Haltung war ungebeugt; die lebhafte Farbe seines Gesichts nur wenig verblaßt; in seinen blauen Augen lag oft schwärmerischer Ernst, bisweilen feuriger Uebermuth; seine edeln feinen Züge, seine hohe Stirn, sein etwas gelocktes blondes Haar vollendeten den Ausdruck jugendlicher Mannesschönheit.

„Willkommen, Berneck," rief er, vom Sopha des schlechten Gastzimmers dem Eingetretenen die Hand entgegenstreckend, „Sie sitzen hier zu den Füßen Ihrer Meister, während wir auf die Franzosenjagd gehn."

„Ich würde mich gern daran betheiligen, Hoheit; doch für Freiwillige bietet die Armee keinen Rahmen und es ist nicht Zeit, uns einzuexerciren."

„Das wird anders werden, dafür sorgen die Scharnhorst und Gneisenau und vor allem Napoleon selbst, der uns als Sieger oder Besiegter sobald nicht Ruhe lassen wird, bis hinter dem Heere, das jetzt in Waffen steht, ein zweites aus dem Boden wächst, aus dem Boden des Volkes. Unsere Offiziere sind tapfer und muthig; aber wir brauchen auch solche Männer wie Sie, Berneck. Der Geist, die Wissenschaft müssen in Waffen stehen . . . ich verkehre am liebsten mit den ausgezeichneten Köpfen. Es ist noch soviel Kleinliches und Pedantisches in unserm Heerwesen; man muß den Sinn mehr auf das Große richten, wie unsere Feinde es thun."

„Ich bin überzeugt," sagte Erich, hingerissen von dem Zauber, den die Persönlichkeit des Prinzen und sein beredtes Wort ausübten, „daß in Eurer Hoheit unserm Volke ein großer Feldherr erwächst."

„Glauben Sie wirklich, Berneck?" sagte der Prinz vom Sopha aufstehend und sich ganz aufrichtend; „ich läugne nicht, in vermessenen Träumen hab' ich mich mit

dem Feldherrnstabe gesehen. Wir haben alte wackere Generale; aber der Energie, dem Kriegsfeuer eines Bonaparte gegenüber gebührt der Jugend der erste Platz. Jung war er selbst, viel jünger als ich jetzt bin, als er bei Lodi und Arcole, die Fahne in seiner Hand, die Franzosen zum Siege führte. Der Kampf ist ein Rausch wie die Liebe; aber berauscht zu sein unter Rosen und Lorbeern steht nur der Jugend schön."

Erich mußte der unholden Geschichten denken, die man sich von dem wüsten Leben des Prinzen erzählte; aber dieser war kein gemeiner Don Juan; ein Wiederschein hoher Ideen lag selbst auf seinen Verirrungen; seine Leidenschaft hatte einen großen Zug, und wie drangvoll in wilder Lust, wie überschäumend war eines Julius Cäsar Jugend gewesen.

„Ich werde mir jetzt die Sporen verdienen," sagte Prinz Louis Ferdinand, „ich werde die Vorhut bei Saalfeld befehligen und hoffe den Franzosen den Paß zu verhauen; vielleicht geht's dann von Stufe zu Stufe, über die Mumien aus der Zeit des großen Friedrich, die Braunschweig und Möllendorf, hinauf an die Seite des Throns, dessen erster und ruhmvollster Vertheidiger zu sein ein Prinz von Geblüt berufen ist." Da leuchteten die blauen Augen des Prinzen freudig auf; der Blick auf eine sonnige glänzende Zukunft lag vor seiner Seele.

Das Hereintreten des Adjutanten, Trommenwirbel

auf der Straße unterbrachen das Gespräch; nach dem verabschiedeuden Händedruck des Prinzen wanderte Erich noch lange sinnend auf und ab: war die Zukunft des Vaterlandes an die Schicksale dieses edeln, geistreichen, muthigen Prinzen geknüpft? Oder fehlte doch diesem glänzenden Helden des Wissens Tiefe, des Willens Kraft . . . jener in der Stille mächtige Genius der geschichtlichen That?

Noch an demselben Tage sah Erich den Prinzen mit seinen Adjutanten, an der Spitze einer Schwadron der Schimmelpfennigschen Husaren, unter fröhlichen Trompetenklängen nach Saalfeld zu aus dem Thore von Jena reiten, und dem jungen Helden galten seine innigsten Wünsche.

Immer kriegerischer wurden die Nachrichten. Die Armeecorps Napoleons waren aus Franken her im Anmarsch; aber auch immer neue preußische Truppen sammelten sich in Jena ... Erich hatte die Freude Friederich wiederzusehen, der als Adjutant beim Füsilirbataillon Rosen stand und mit diesem in Jena eingerückt war. Arm in Arm gingen die Freunde in der freien Zeit, welche der Dienst ließ, in der Saalestadt auf und ab. Friedrich war siegesgewiß wie alle Kameraden . . . er gehörte zu der kecken Schaar, welche herausfordernd in Berlin auf den Stufen des Hôtels des französischen Gesandten die Säbel gewetzt hatte.

Man hatte ja diese kleinen Franzosen gesehen, es waren genug Gefangene eingebracht worden: wie sollten

diese den Sieg über die prächtigen preußischen Garden erringen? Erich theilte nicht die Siegesgewißheit des Freundes, und schon nach zwei Tagen kam von Saalfeld die Schreckensnachricht, daß die preußische Vorhut von den Franzosen geschlagen und Prinz Ludwig Ferdinand im Kampfe gefallen sei. Einen Reitertod hatte er gefunden, als sein Pferd beim Uebersetzen über einen Gartenzaun bei Wilsdorf hängen geblieben und so die französischen Husaren über ihn kamen; der Angriff der sächsischen Schwadronen, an deren Spitze sich der Prinz gestellt, war an der Uebermacht gescheitert.

Welche schöne Aussichten, welcher frische Lebensmuth ging hier so früh zu Grabe! Noch vor wenigen Tagen hatte Erich die Hand des Prinzen gedrückt, dem die Hoffnungen auf Feldherrnruhm die Brust schwellten . und jetzt! Erich schauerte vor dem gleichmessenden Tod der Schlachten, der achtlos den Besten und Edelsten trifft, wie den Geringsten! Und die Thräne, die er dem hochstrebenden Prinzen weihte, war nicht die einzige, die ihm geweint wurde: es klagten um ihn nicht nur die Offiziere des Heeres, dessen ritterlichste Blüthe mit ihm gebrochen war, es klagte um ihn das gelehrte und das galante Berlin; er war der Freund der Denker und Gelehrten, das Ideal der Schönen gewesen; geistreiche und liebenswürdige Frauen hatten ihren Abgott verloren.

Nach dem Treffen bei Saalfeld war Jena bedroht; auf dem Plateau hinter der Stadt hatte Fürst Hohenlohe

sein Heer aufgestellt und es war keine Frage, daß der Cäsar, der heiß eine Schlacht ersehnte, mit seinem Armeecorps ihn dort aufsuchen werde. Friedrich selbst ertheilte Erich den Rath, die Stadt zu verlassen, da er hier thatlos und nutzlos in's Kampfgetümmel gerathen werde und für seine Studien und ein wissenschaftliches Examen hier keine Stelle mehr war. Die Professoren hatten überdies alle den Kopf verloren: sie sorgten für Weib und Kind, für Haushalt und Einkommen und alle dachten nur über die Anrede nach, die am geeignetsten war, den Kaiser gnädig und milde zu stimmen für diese Hochschule deutscher Wissenschaft und ihm als dem Mann des Verhängnisses die Huldigung eines vaterlandslosen Tiefsinns dazubringen, der die Geschichte zurechtmacht nach unwandelbaren Begriffen und sehr wandelbaren Rücksichten. Als daher die ersten Schüsse der heranrückenden Franzosen in's Thal der Saale ertönten, nahm Erich von seinem Freunde, der sogleich in's Feuer rücken mußte, herzlichen Abschied und begab sich durch die Linien des Hohenlohe'schen Heeres, dessen sächsische Truppen gerade die Schnecke, das enge Defilée auf der Straße von Jena nach Weimar, bewachten, nach dieser Dichterstadt.

Friedrich stand mit seinen Füsilieren an der Rahmmühle und würde alsbald von den feindlichen Tirailleurs angegriffen; doch kam es hier nicht zu tapferm Widerstand; die Truppen wurden zurückbeordert. Bald drängten auch die französischen Massen auf beiden Ufern der Saale nach,

drangen durch das Neue Thor und von der Saalbrücke her ein und nahmen nach tapferer Gegenwehr den Hauptmann gefangen, der die Brücke vertheidigen sollte.

Die Rosenschen Füsiliere mit den anderen Bataillonen und den Cavalerietrupps sollten an der bestimmten Stelle in das Hohenlohesche Lager und in die Schlachtlinie einrücken; sie zogen in waldigen Schluchten nach den Dörfern Lützerode und Kloswitz herauf; Friedrich, der als Adjutant zu Pferde freien Umblick hatte, sah, wie die französischen Tirailleurs ihnen nachkletterten, von allen Seiten die Hänge erstiegen und fast gleichzeitig mit den preußischen Truppen oben ankamen. Ueberall blitzten die Gewehre, knallten die Schüsse durch das Buschwerk und hinter den Bäumen hervor; die ungemeine Beweglichkeit des weitmaschigen eisernen Netzes, welches die Tirailleurlinie bildete, zeigte Friedrich zu seinem tiefsten Schmerze, wie weit die französische Kriegskunst mit ihrer leichten und frischen Angriffsweise der schwerfälligen preußischen Fechtmanier, den langaufmarschirten Paradelinien überlegen war, von denen sich keine Truppen zu zerstreutem Gefecht loslösen konnten, ohne Alles in Verwirrung zu bringen.

Den Tirailleurs folgten einzelne französische Colonnen, drangen immer weiter vor und nöthigten das Bataillon, das den Landgrafenberg besetzt hatte, zum Rückzuge.

Friedrich sah mit raschem Blick die großen Vortheile, welche der Besitz dieses Berges den Franzosen bot; er begriff nicht, wie man ihn mit so geringer Truppenmacht

vertheidigen, dem ersten leichten Ansturm der ansteigenden Franzosen preisgeben konnte. Alle Schluchten und Thäler hätten besetzt und vertheidigt werden müssen, als die Bataillone aus Jena dort hinaufzogen, indem sie gleichsam den französischen Verfolgern den Weg zeigten. Eine weitschauende Warte lag der Berg da, verstattete den Franzosen den Ueberblick über die Bewegungen der preußischen Truppen, hemmte diesen den Blick in's Saalthal und setzte den Feind in Besitz fast aller nach der linken Flanke und dem Rücken des preußischen Lagers führenden Wege. Im Auftrage seines Majors, den Friedrich dafür zu gewinnen wußte, sprengte dieser zum Commandanten, dem Fürsten Hohenlohe, um ihn zu bestimmen, den Berg so rasch als möglich wieder zu erobern, ehe sich die Hauptmacht der Franzosen auf demselben festgesetzt hatte. Friedrich bemerkte mit Erstaunen, daß die Armee Hohenlohes eigentlich eine verkehrte Front hatte: diese war nach Südwesten gerichtet, während Napoleon mit seinem Armeecorps aus Osten heranrückte und ihr sowie der Hauptarmee durch die Besitznahme der Hauptpunkte des Saalthales und seiner Pässe schon den Rückzug abgeschnitten hatte.

Fürst Hohenlohe war keineswegs unempfänglich für die Bedenken, welche Friedrich ihm vortrug. Der Verlust des Landgrafenbergs erschien auch ihm schwerwiegend genug, um Alles aufzubieten, wieder in Besitz desselben zu kommen; der Fürst war kein hochfahrender Aristokrat, aber von glühendem Ehrgeiz beseelt; er war allen Rathschlägen ohne

Eitelkeit zugänglich; er hatte sogar etwas volksthümlich Soldatisches in seinem Wesen; aber die Feldzüge am Rhein, die er mitgemacht, konnten wohl seine soldatische Bravour, doch nicht sein Feldherrntalent entwickeln, und außerdem war er abhängig von den Befehlen des Hauptquartiers, wo der König und der Herzog von Braunschweig das größere Herr commandirten. Soeben hatte er das Lager durchritten; es war ein schöner Herbsttag; die Truppen waren mit ihren Offizieren vor die Zelte getreten; er sprach mit allen, erkundigte sich, ob es ihnen nicht an Brot und Fourage fehle, und wenn die Mannschaften dies auch nicht in Abrede stellten, so meinten sie doch, es würde schon besser werden, wenn sie erst die Franzosen hätten, und der Fürst erwiderte: „dazu wird bald Rath werden." Die schlesischen Regimenter begrüßten den Fürsten mit besonderer Freude und Anhänglichkeit; er erinnerte sie an ihre Thaten in den Feldzügen am Rhein und sagte ihnen, es werde schon wieder so werden, er sei ein alter Kamerad von ihnen und sie würden seiner Anführung Ehre machen. Da wurde der Jubel allgemein; den Grenadiren erklärte er, er spare ihnen die schwerste Arbeit auf; sie sollten, wenn es noththun würde, mit dem Bajonnet daraufgehen. Dazu waren sie gern bereit; die ernsteren wollten drei, die lustigeren gar acht bis neun Franzosen auf sich nehmen.

Im herbstlichen Sonnenschein, welcher Soldaten, Zelte und Waffen froh vergoldete, lag's wie Siegeshoffnung auf

diesem Heere und dem tapfern Feldherrn, der in seiner Mitte weilte.

Nach seiner Rückkehr vom Lagerritt erhielt der Fürst die Botschaft Friedrichs und befahl sogleich den preußischen und sächsischen Cavallerieregimentern den Feind zu werfen. Friedrich konnte bald mit seinem Bataillon wieder den Isserstädter Forst besetzen; die preußischen Bataillone rückten jubelnd vor; es galt die Schmach von Saalfeld zu rächen.

Da bemerkte Friedrich, daß ein höherer Offizier auf den Fürsten zusprengte und eine schriftliche Botschaft überreichte. Als er näher hinblickte, erkannte er den Oberst von Massenbach, einen Strudel- und Feuerkopf, der schon mancherlei Verwirrung angerichtet bei seinem unruhigen Streben, alles zum Besten zu lenken und das preußische Heerwesen umzugestalten. Diesmal erschien er als Bote aus dem Hauptquartier und seine Botschaft schien dem Fürsten sehr peinlich und unwillkommen zu sein; denn er schlug sich mit dem kleinen Stocke, den er beim Reiten stets bei sich führte, mehrfach, wie er's im großen Zorn zu thun pflegte, auf das Bein.

Nicht lange darauf zeigte sich die Wirkung des Befehls: der Angriff auf den Landgrafenberg wurde aufgegeben; es war offenbar dem Fürsten untersagt werden, irgend einen Angriff zu unternehmen.

Drüben aber war der Kriegsmeister selbst erschienen und hatte sich von Jena alsbald auf den Landgrafenberg begeben. Seinem geübten Blick war es unbegreiflich er-

schienen, wie der Feind ihm diesen so leicht zu vertheidigenden Berg so wohlfeilen Kaufs überlassen konnte. Er sah darin bereits des Sieges Bürgschaft; er ließ das ganze Corps Lannes auf die Höhe rücken und bivouakirte dort in der Mitte seiner Garden. Bis hinab zur Stadt brannten die Wachtfeuer seines Heeres; aber mitten in der Nacht arbeiteten die Franzosen rastlos, um die Wege frei zu machen, auf denen dann die Kanonen auf den verhängnißvollen Berg geschafft wurden. Die marschirenden französischen Corps erhielten Ordre, in Eile näher zu rücken und noch spät in der Nacht entwarf der Cäsar am Bivouakfeuer den Plan der Schlacht.

Hinter der weit vorgeschobenen Feuerlinie der Vorposten, welche den Feind über die eigentliche Stellung des Heeres täuschen sollte, erwarteten die preußischen Truppen den kommenden Morgen. Die Stimmung war gedrückt, der Kampfesmuth verraucht; der Gegenbefehl hatte den geistigen Aufschwung gelähmt. Friedrich fand keinen Schlaf, unruhig ging er auf und ab bei den schlummernden Füsilieren; von den Vorposten erfuhr er, daß im französischen Lager alles in fortwährender Bewegung sei; daß ein Lärm ertöne von Hack' und Spaten und rasselnden Geschützen; und im eigenen Lager alles so ruhig; der Wille des Feldherrn eingeschlafen wie sein Heer. Und bei allem Preußenstolz und aller Siegesfreudigkeit hatte Friedrich das dunkle Gefühl, als ständen sie einer überlegenen Energie, einer geistigen Macht gegenüber, welche

der Tapferkeit den Sieg erschweren würde. Waren es die Feueraugen eines Dämons, die dort vom Berge herniederleuchteten? Die blendende Siegesglorie von Marengo und Austerlitz warf ihren Wiederschein in den sternenhellen Himmel; hinter dem Feuergürtel regte es sich in unablässiger Arbeit; in's Strauchwerk fuhr die Axt, Bäume splitterten; war das nicht der Marschtritt kommender Bataillone? Und dieser Berg selbst — er war ein feindseliges Bollwerk geworden. So lässig die eigene getheilte Heeresleitung!

Nicht ohne Bangen für des Vaterlands Geschick sah Friedrich der kommenden Schlacht entgegen; denn er glaubte, daß der folgende Tag ein Schlachtentag werde. In der Umgebung des Fürsten war man anderer Meinung.

Auch an sich selbst dachte der junge Offizier, auch an das eigene Leben und Sterben. Schöne Stunden seligen Rausches zogen an seiner Seele vorüber, anmuthige Mädchen, bezaubernde Frauen, das Lächeln gewährender Gunst auf den vollen Lippen: nicht Reue bewegte sein Herz über manchen süßen Frevel, der in der Hauptstadt des großen Friedrich begangen wurde, nur der leise Schmerz, daß er scheiden müsse von allen verlockenden Verheißungen, wenn ihm morgen ein Gardist Lefèvre's die tödtliche Kugel in's Herz sandte. Oder . . . verstümmelt, zerschossen . . . ein mühselig Lebender neben den andern Glücklichen, beiseite geschoben mit dem ehrenden Zeugniß der Tapferkeit und des Ruhmes, während achtlos die wilde Jagd der Freude an ihm vorüberbraust.

Noch leuchteten oben die Sterne am Himmel; aber aus den Thalschluchten dampften die Nebel empor und hüllten am Morgen die ganze Gegend ein. Da tönten Kanonenschüsse . . . die Truppen griffen zu den Waffen, Friedrich mit seinen Füsilieren stand am Waldhang, der in das Lieskauthal führte. Unsicher gingen die feindlichen Tirailleure vor; aber die beiden fechtenden Linien rückten aufeinander; plötzlich empfing ein Hagel von Gewehr- und Kartätschenkugeln, Kanonenkugeln und Granaten die Preußen, welche antworteten und zum Zielpunkte den durch den Nebel aufleuchtenden Blitz der feindlichen Geschütze nahmen. Die preußischen Vortruppen waren indeß zu schwach, der Feind erkannte dies; als hier und dort der Nebel seine Schleier lüftete, drang er feuriger vor, voran die Tirailleurs, dann die Kolonnen, dahinter die Linien. Friedrich besetzte mit seinen Füsilieren den Forst von Isserstädt, in welchem sich auch ein abgedrängtes und zersprengtes Grenadierbataillon sammelte. Tapfer hielt man sich hier gegen den Feind; der Wald füllte sich mit Verwundeten und Todten; Kugeln schlugen in die Stämme; durch das nebelfeuchte Herbstlaub prasselte es wie Hagelschlag; die Füsiliere mußten sich auf die Höhen hinter dem Forst zurückziehen. Durch eine Lichtung des Nebels sah Friedrich das Dorf Vierzehnheiligen, das die Franzosen besetzten und um welches das Feuergefecht am heißesten entbrannt war. Eine reitende Batterie, in seiner Nähe vor ihm auf der Höhe postirt, that den französischen Truppen den meisten

Schaden. Da fiel ein Regiment von Chasseurs ihr in die linke Flanke; die Kürassiere von Holtzendorf, die sie decken sollten, ritten ihnen entgegen, machten aber Kehrt nach kurzem Widerstande, warfen sich auf die Henckel-Kürassiere, brachten diese in Unordnung, sodaß der ganze aufgelöste Reiterschwarm sich auf die dahinter stehenden Füsiliere stürzte und auch ihre Reihen durchbrach. Das war das Bild einer Niederlage, das sich hier vor Friedrichs Augen aufthat, ein Chaos von Roß und Mann, Schwadronen in wilder Flucht, die eigenen Truppen überreitend; einzelne verfolgende französische Chasseurs, die ihrer Pferde nicht mehr Herr wurden, drangen mitten in die Linien der Infanterie, wurden aber von dieser niedergestochen. Andere Trupps griffen die reitende Batterie von hinten an, zerhieben die Zügel der Pferdehalter, machten die Mannschaften nieder und fuhren mit den Protzen davon. Das Gros der Chasseurs wandte sich gegen die Prittwitz-Dragoner, doch diese stellten den bedrohten Ruf der berühmten preußischen Kavallerie wieder her, warfen die Chasseurs zurück und machten zahlreiche Gefangene und Beutepferde. Auch der Chef des Henckelschen Regiments hatte Fanfare blasen lassen: rasch hatte sich dasselbe wieder geordnet und verfolgte die Chasseurs bis zur Infanterie der Ney'schen Avantgarde, die ein Quarré gebildet hatte, in dessen Mitte der Marschall sich befand. Auch Friedrichs Füsiliere und die Andern hatten ihre Reihen wieder hergestellt, und nach dem ersten Schreck und der ersten Be-

schämung schien etwas wie Sieg in der Luft zu liegen. Fast mit Neid verfolgte Friedrich den leichten Vorstoß der Dragoner und Kürassiere, die den Sieger von Eckmühl in seinem geöffneten Viereck erschreckten.

Da senkte sich endlich der Nebel. Der Schein der Octobersonne leuchtete über Thäler und Höhen und das ganze von Waffen funkelnde Kriegsvolk; auf dem Dorfe Vierzehnheiligen lag die Pulverdampfwolke der rastlos feuernden Franzosen, aber die preußischen Bataillone streuten ihre Kugelsaat darüber aus. Neben sich sah Friedrich die Infanterie aufmarschirt in langen Linien, die Dragoner und Kürassiere auf den beiden Flügeln. Fürst Hohenlohe eilte die Reihen entlang, erinnerte die Truppen an die Thaten der Väter, und ein brausender Jubelruf begrüßte ihn. Dann gab er das Zeichen zum Angriffe, und wie auf dem Exercirplatze rückten die Regimenter nun unter dem Tirailleur- und Kartätschenfeuer der Feinde vor. Die Truppenmassen bei Vierzehnheiligen wichen zurück, während die Tirailleurs aus dem Dorfe rastlos feuerten.

Die preußischen Batterien thaten ihre Schuldigkeit; der Wetterschlag der in die Luft gesprengten französischen Munitionswagen bewies es.

Auch die leichten Truppen, bei denen Friedrich commandirte, drangen siegreich an, jagten die feindlichen Tirailleure aus dem Dorf Isserstädt und dem Forst. Die französischen Kavalleriebrigaden wurden von den preußischen

Kürassieren und den sächsischen Chevauxlegers geworfen. Schon wagte Friedrich bei dem allgemeinen siegreichen Vorrücken von einem neuen Roßbach zu träumen: ein Roßbach gegenüber einem Napoleon, das mußte die Glorie des Alten Fritz noch überstrahlen.

Das war der Augenblick, wo der Fürst Hohenlohe an den bei Weimar stehenden General Rüchel schrieb: Alles gehe gut, er schlage den Feind an allen Orten; und ihn ersuchte, ihm jetzt seine Truppen zuzuführen.

Die Schlacht schien zum Stehen gekommen; Friedrich sah nur noch die französischen Infanteriemassen hinter dem in Brand geschossenen Vierzehnheiligen, das die Franzosen tapfer behaupteten, nachdem sie sich aus den brennenden Häusern in die Gärten zurückgezogen; hier vor dem Dorfe war die blutigste Wahlstatt, und zahlreiche preußische Offiziere fielen von den Kugeln aus den Dorfverstecken.

Drüben der Kriegsmeister, der noch nicht wußte, ob er das ganze preußische Heer sich gegenüber habe, hielt die Schlacht hin mit dem Tirailleur- und Artilleriefeuer, bis die Corps von Augereau und Ney vollzählig auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Und als die eisernen Colonnen mächtig aus der Tiefe vordrangen, gegenüber der dünnen Schlachtlinie der Preußen, die keine Reserven hinter sich hatte; da hielt der Cäsar den Augenblick für gekommen, die Würfel der Entscheidung fallen zu lassen und den Feind durch die heranrückenden Massen zu erdrücken. In eiserner Umklammerung zogen die Corps sich um die rechte und linke

Flanke der Preußen, und in die durch das Vorgehen der Flügel gelichteten Reihen rückten alsbald neue volle Colonnen. Das Rüchel'sche Corps erschien noch immer nicht; es war zu spät, sich zu ihm zurückzuziehen und mit ihm erneut eine Aufstellung zu gewinnen. Von allen Seiten drangen die Franzosen auf die durch das lange Feuer erschütterten preußischen Linien ein. Friedrich konnte mit seinen Füsilieren das Dorf Issenstädt und den Forst nicht halten. Das große Geheimniß des französischen Kriegsgottes, das Uebergewicht der Massen im entscheidenden Augenblicke, wurde auch diesmal verhängnißvoll. Hunderte fielen, aber Tausende drängten nach; es war ein unerschöpflicher Quell, aus dem diese Legionen hervorströmten. Friedrich sah in der Lücke, die ihn von den sächsischen Truppen trennte, bereits die feindlichen Massen sich drängen. Als er bei Issenstädt über einen Zaun setzte, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen; doch er kam mit einer leichten Verletzung davon; er mußte seinen Truppen nacheilen, die kaum sich gesammelt, als sie ein paar feindliche Schwadronen angriffen. Das Bataillon hielt Stand und die dahinterstehenden sächsischen Husaren metzelten in wildem Reiterkampf die Eindringlinge nieder.

Doch was halfen die kleinen Heldenthaten und Siege, diese Randbilder des großen Schlachtgemäldes, auf welchem bald nichts zu sehen war, als Flucht und Niederlage, denn dem gewaltigen Andrang der frischen Kräfte konnten die gelichteten Regimenter nicht widerstehen; sie machten Kehrt

eines nach dem andern. Hier und dort brachte sie eines muthigen Führers Wort zum Halten . . . noch einmal sammelten sie sich um die hochgehaltene Fahne. Doch nur auf kurze Zeit; sie sahen rings den Rückzug und wandten sich von Neuem.

Und der Feind rückte nach unter Musik und Trommelschlag; seine Cavallerie, mit gewaltigem Ungestüm und Geschrei, halb trunken auf durchgehenden Pferden, brach in die Lücken der Bataillone dort, wo sie Verwirrung und Unordnung sah — und nur selten wich sie vor dem Gegenstoß der preußischen Kürassiere. Fürst Hohenlohe, beim Angriff unter den ersten, ritt jetzt unter den hintersten Truppen umher, dem Feuer des Feindes trotzend, doch vergeblich versuchend, die immer mehr sich auflösenden Preußen zum Stillstand zu bringen. Der Rückzug artete in Flucht aus. Die Kartätschensaat der französischen Kanonen schmetterte die Flüchtigen darnieder; die preußische Artillerie vermochte den Rückzug nicht zu decken; sie war mit hineingerissen in die regellose Flucht. Friedrich sah mit Bedauern, wie die elenden Pferde die unbehülflichen Zwölfpfünder mühselig über die Sturz- und Kartoffeläcker schleppten.

Die Wege in den Dörfern wurden verstopft durch die Kanonen und die Fuhrwerke, und das wurde auch den tapferen Rosen'schen Füsilieren verhängnißvoll. Durch das Dorf Umpferstädt konnten sie nur vereinzelt zwischen den Geschützen und Bagagewagen sich durchwinden, und ehe

sie noch beim Ausgange sich wieder sammeln konnten, geriethen sie zwischen sächsische und französische Cavallerie. Die erstere wurde in die Flucht gejagt, und die Franzosen hieben die tapferen Füsiliere nieder oder nahmen sie gefangen. Friedrich gelang es, seitwärts in ein Gebüsch zu entkommen. Immer weiter eilend, sodaß er an der Rückzugslinie der Hohenlohe'schen Truppen und der verfolgenden Feinde seitab gekommen, hörte er plötzlich vor sich Kanonendonner, den Lärm eines neuen Kampfes.

Er täuschte sich nicht; es war das Rüchelsche Corps, das mit den Franzosen die Schlacht aufgenommen, doch es währte nicht lange, so mußten auch diese Truppen der Uebermacht weichen und sich zurückziehen . . . Friedrich konnte hier dem geordneteren Rückzuge sich anschließen. Er erfuhr, daß der Kampf ein blutiger gewesen und die Regimenter in kurzer Zeit große Verluste erlitten.

Bei den Preußen Alles zu spät . . . bei den Franzosen Alles zur rechten Zeit! Die Schlachtenuhr des Cäsars war richtiger gestellt, und darum wiesen ihre Zeiger auch auf immer neue Siege.

Fünftes Capitel.

An der Ilm.

Auf dem Wege zwischen Jena und Weimar war Erich den preußischen Garden begegnet, die in den Kampf zogen: wie siegesgewiß und siegesfreudig rückten sie vor!

Das waren noch die Regimenter des alten Fritz, mit denen er seine glorreichen Schlachten geschlagen, oder man mochte auch an die Potsdamer Wachtparade seines Vaters denken; denn wie stolz auch die im Kampf zerfetzten Fahnen wehten . . . die Soldaten selbst hatten sich bisher nur im friedlichen Parademarsch und harmlosen Felddienst geübt.

In der Musenstadt fand Erich Alles in größter Aufregung, er hatte rasch ein Nachtquartier gefunden und wanderte schlummerlos durch die Straßen. Lichter brannten hinter allen Fenstern; eine schwüle Spannung lag auf der ganzen Stadt. Am Morgen senkte sich ein dichter Nebel hernieder; ferner Kanonendonner ertönte, der von Zeit zu Zeit näher kam. Die Straßen füllten sich mit einer erregten Bevölkerung; Alles eilte auf die Thürme; Erich schloß sich denjenigen an, welche auf die Schnecke, den Wendelthurm im Park, geeilt waren: doch ob auch der Nebel sank und ein fröhlicher Sonnenschein sich über die herbstbunten Wipfel des Parks ergoß: man konnte nichts in der Ferne erspähen: nur der Kanonendonner ertönte oft mit solcher fernwirkenden Macht, daß die Fenster der im Park gelegenen Häuser klirrten.

Wie bleischwer zögerten die Stunden dahin; an jeder Minute schien des Vaterlandes Schicksal zu hängen. Erich begab sich auf den Markt, wo die Bürger sich versammelt hatten in unruhigen Gruppen: jede Uniform, die sich zeigte, wurde umringt. Einzelne verkündeten, daß die Preußen siegten. Französische Gefangene wurden in die Stadt ge-

bracht: Erich vermochte sie vor Mißhandlungen des Volkes zu schützen, das in seiner Erregtheit zu jeder That des Hasses fähig schien. Bald kamen indeß auch verwundete preußische Cavalleristen, die sich kaum auf den Pferden zu halten vermochten; versprengte Trupps sammelten sich auf dem Markte, ein bunter Schwarm, Ulanen, Dragoner, Kürassiere: die Einen erzählten vom siegreichen Vorrücken, die Andern vom Zurückweichen der Preußen; fast viertelstündlich kam eine neue Kunde: Hoffnung und Furcht wechselten in den Gemüthern. Doch wenig für den Sieg sprach die wachsende Zahl der preußischen Soldaten, die auf dem Markte eintrafen und auch das Aussehen der meisten deutete mehr auf eine Niederlage hin. Da kamen mit verstörten Gesichtern pulvergeschwärzte Artilleristen, mit Hieb- und Stichwunden bedeckt, sich von Zeit zu Zeit umsehend, als ob der Feind ihnen auf der Ferse folge. Und von Stunde zu Stunde mehrten sich die einrückenden und durchmarschirenden Truppen.

Mit undüstertem Sinn war Erich auf die von Weimar nach Jena führende Straße gegangen, um sich so früh wie möglich Gewißheit über den Ausgang der Schlacht zu verschaffen. Und diese Gewißheit ließ nicht lange auf sich warten: immer größere Massen kamen in wilder Unordnung herangezogen; Lärm und Geschrei, Trommelwirbel und Trompetenrufe füllten die Luft; zwischen den Truppen die Bagagewagen, zwischen dem Fußvolk die versprengten Reiter; es war das Chaos der Niederlage:

so ging's durch die Stadt und um die Stadt. Erich wurde vom Strom mit zurückgerissen.

Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken getragen, den größten deutschen Dichter, den diese Mauern bargen, in seinem jetzt so bedrohten Heim aufzusuchen. Wenn er ihm in der Gefahr zur Seite stand, so trug er damit nur eine Pflicht des Dankes für oft bewährte Gastfreundschaft ab. Oder lockte es ihn, den ruhigen Mann, der so unerschütterlich fest auf sich selbst stand, zu sehn in der Unruhe des Augenblicks, in den von der Kriegsfurie entfesselten Stürmen? Und darüber, daß die Gefahr allen Bewohnern der Stadt drohe, konnte kein Zweifel mehr sein: die Kanonen donnerten ganz in der Nähe und die Kugeln sausten durch die Luft.

So entschloß sich Erich, das Haus des Dichters zu betreten. Er wurde im Flur von Christiane Vulpius empfangen, welche mit emsiger Geschäftigkeit hin und her eilte, Befehle austheilte, eingekauften Proviant in Empfang nahm, zu anderem Einkauf ihre Leute aussendete. Denn sie rechnete auf vielbegehrende Einquartierung; die sonst immer lachenden Augen schienen freilich jetzt das Lachen verlernt zu haben; es lagen ein Paar Sorgenfalten auf der heitern Stirn; das goldbraune Haar hatte sich etwas gelöst und verwirrt und die üppigen Lippen waren fest geschlossen. In ihrer rastlosen Geschäftigkeit unterbrochen, begrüßte sie den jungen Hausfreund mit herzlicher Freundlichkeit und führte ihn sogleich in den Garten, wo Goethe

in einem blauen Rock, die Hände auf den Rücken gelegt, auf- und abging.

„Ich stelle mich zu Ihrer Verfügung, Excellenz" sagte Erich; „der heutige Tag wird heiß werden und Sie brauchen vielleicht junge Kräfte, die das Hausrecht wahren helfen."

„Ei mein junger schlesischer Freund", versetzte Goethe, „hat Sie auch der Kriegswind hierher geweht?"

Erich erzählte, was ihn nach Jena, geführt und wie er den Franzosen aus dem Wege gegangen.

„Wir sind hier nicht ohne Besorgniß," sagte der Dichter; „unser Herzog ist im preußischen Lager und das weiß der Kaiser wohl; man wird uns als Feinde behandeln. So sind wir doch schon bei Beginn des Kampfes in den Kriegstrubel hineingerathen und das ist für uns Männer des Denkens, des stillen Schaffens und Wirkens kein befreundetes Element."

An Goethe's Seite ging Erich die Gänge des Gartens auf und ab: die Ruhe des Olympiers war unerschüttert; die Nothlage des Augenblicks brachte ihn nicht außer Fassung: der ganze Krieg erschien ihm nur wie eine große Unbequemlichkeit. „Zweifach getheilt," fuhr der Dichter fort, „ist mir, um mit dem alten Homer zu sprechen, das Herz im Busen. Ich liebe mein Deutsches Vaterland und vor allem dies Fleckchen Erde, das ich bebauen und pflegen half, dessen Fürst ich als Schützer und Förderer hochverehre; aber Kaiser Napoleon flößt mir Respect ein; er

ist einer der seltenen Männer, die mit festem Willen Großes vollbringen. Sie sind ein guter Preuße, Baron?"

Erich bejahte dies mit voller Ueberzeugung: er gehöre zu den Jüngeren, die an des Großen Friedrichs Zeit wieder anknüpfen wollten.

„Das ist nun einmal vorüber," sagte Goethe „und ich kann nicht leugnen, daß mir das Preußenthum von heute, das jetzt der Eroberer unter sein kaudinisches Joch beugen wird, wenig Sympathieen einflößt. Das übermüthige Berliner Junkerthum ist mir zuwider; sie verehren dort nicht den heiligen Humanus wie wir: es ist ihnen ein Vergnügen, mit Sattel und Sporn auf andern herumzureiten. Und wer sind ihre Götzen? Ein Kotzebue, ein Julius von Voß; gefällige Talente; aber ihr Blick ist auf das Geringe gerichtet, das Große ist ihnen fremd. Rechte deutsche Tüchtigkeit ist dort in den Marken nicht zu finden. Und der Trotz auf das Vergangene, das ja immer hinfällig ist, bietet keinen Ersatz dafür."

Während sich Goethe so gegen seinen jungen Freund aussprach, wurde es lebendig auf der hinter dem Garten sich hinziehenden Straße, der „Ackerwand." Gewehre blitzten über der Gartenwand; Bagagewagen rasselten, Lärm und Geschrei ertönte; es waren preußische Truppen, die mit einem Theil des Trains nach Erfurt durchmarschirten, Alles in großer Unordnung: Infanteristen zu Pferde, Cavalleristen zu Fuß. Goethe sagte, indem er einige Rosensträucher, deren Rosen längst verblüht waren, an die Stöcke festband, von

denen sie sich losgelöst: „Mein Garten ist an solchen Lärm nicht gewöhnt: ich pflege hier in aller Stille den Geheimnissen der Pflanzenwelt zu lauschen.“

Und er sprach Tiefsinniges über die Verwandlung der Pflanze.

„Das ist das Ewige,“ sagte er dann, „welches von dem Spectakel da draußen nicht berührt wird.“

Es war inzwischen eine kleine Pause im Vorbeimarsch eingetreten, doch die Kanonen füllten sie mit ihrem Donner aus. Wieder kamen mit größerer Hast preußische Kriegerschwärme vorüber; nicht lange währte es, so knallten Schüsse hinter der Gartenmauer, Commandorufe ertönten; es waren französische Reiter, welche mit den Preußen handgemein geworden.

„Die Franzosen in der Stadt,“ sagte Goethe, „wir wollen doch sehen, was da vorgeht, Sie begleiten mich, mein junger Freund?“

„Mit Freuden! Ich bin stolz darauf, heute Ihr Adjutant zu sein, Sie beschützen zu dürfen, denn es liegt Gefahr in der Luft.“

Goethe gab noch einige Ordres an Christiane, welche um die Erlaubniß gebeten, bedrohte und flüchende Stadtgenossen in ihrem Hinterhause verbergen zu können. Dann schritt er mit Erich dem Marktplatze zu. Einige Chasseurs zu Pferde hielten vor dem Rathhause; Goethe zog eine Flasche Wein aus dem Rocke und reichte sie dem einen, der sie schmunzelnd zu sich steckte; einem andern gab

er Tabak, konnte aber auf die Frage, ob derselbe gut sei, nur mit Achselzucken antworten, da er ja kein Raucher war. Dann begab sich der Dichter aufs Schloß, wo die anmuthige und charakterfeste Herzogin Luise tapfer Stand hielt, bereit, dem Zorn des Eroberers zu trotzen, der sie unfehlbar traf, weil ihr Gatte, der Herzog, ja die Truppen im feindlichen Lager befehligte. Goethe wollte trösten und rathen und etwaige Ordres der hohen Frau in Ausführung bringen.

Erich wanderte inzwischen auf den Plätzen in der Nähe des Schlosses auf und ab. Der Donner der Geschütze schwieg; es war Stille eingetreten, aber es war die unheimliche Stille vor dem Sturm. Angstvoll drängten sich die Bürger auf den Straßen und harrten der kommenden Dinge. Kleine französische Reitertrupps sprengten über's Pflaster und zeigten auf die Erfurter Straße, um die Nachhut der Preußen zu beunruhigen. Auf einmal wurden die Schwärme geordneter und dichter und nun ergoß sich die Hochflut der hohen Offiziere, der Feldherrn und Generale, ihrer Adjutauten und ihres Stabes in die Musenstadt. Das war der Glanz der Weltgeschichte; aus der aufgewirbelten Staubwolke leuchtete es wie eine Glorie von Schlachten und Siegen. Am Nil, in den Alpen, an der syrischen Küste, auf den mährischen Hügeln — überall hatten diese klirrenden Säbel über der Völker Schicksal entschieden; hier in der Mitte der Dichterträume, wo sich nur auf den Brettern der Schaubühne Feldherrngröße gezeigt und

ein wildes Kriegsleben entfaltet, that sich jetzt der Vorhang der Weltbühne auf — und die neuen Wallensteine, Führer und Kriegsvolk, brausten heran auf schnaubenden Rossen. Allen voran Prinz Murat in phantastischem Glanz, der einen abenteuerlichen Schimmer auf die hohe Politik seines Schwagers warf, in polnischem Schnürrock, auf dem Haupte den Kolbak mit dem bunten wehenden Federbusch, dem man die vielen tausend Francs nicht ansah, die er gekostet; dann Marschall Ney, der Sergeant, der den Marschallstab in seinem Tornister gefunden, und viele Träger berühmter Namen aus der Chronik des Kaiserthums. Wild schnaubten und schäumten die Rosse, als wollten sie das deutsche Volk niedertreten wie den Boden seiner heimatlichen Erde.

Sie kamen im Rausche des neuerfochtenen Sieges — und wie sich auch Stolz und Trotz gegenüber den hochmüthigen Feinden in Erichs Gemüth regen mochte: er fühlte doch seine Ohnmacht; er empfand es doch wie schwer der Erfolg und das Glück, der Sieg und der Triumph in der Wagschale der Erdengeschicke wiegen. Ein Sieg trägt den andern im Schooße und auf den Heldenmuth der Besiegten fällt dumpfe Vergessenheit wie die Scholle auf den Sarg.

Goethe kam aus dem Schlosse; er sprach zu Erich seine Bewunderung für die heldenmüthige Fürstin aus, deren stille Seelengröße in dem oft lärmenden Treiben des Hofes nicht so zur Geltung kam wie in den ernsten Augen-

blicken, wo des Menschen Charakter und innerer Werth sich zeigen muß; er theilte Erich mit, daß er den General Augereau und dessen Stab in seinem Hause aufnehmen müsse sowie eine Zahl von Elsässer Soldaten. General Augereau — es war derselbe, der mit den Bajonetten seiner Grenadiere dem Cäsar den Weg zum Throne gebahnt, indem er die Volksvertretung gewaltthätig auseinandersprengte. Goethe war nicht ohne Neugier, diesen tapfern Haudegen, den Mann der Staatsstreiche, kennen zu lernen; doch mit seinen rohen Manieren, seiner Falkennase, seinem breiten Riesenmund vermochte der Corporal in Generalsuniform später nur einen unangenehmen Eindruck auf den Dichter zu machen. Zunächst mußten alle Vorbereitungen getroffen worden und Erich erklärte sich bereit, die Haushälterin dabei zu unterstützen. Die schlimmste Kunde aber, welche der Dichter vom Schloß mitbrachte, war, daß Weimar in dieser Nacht vierzigtausend Mann beherbergen müsse. Und bald brach es herein, das schlachtenmüde und siegestrunkene Kriegsvolk, immer neue Tausende zu Fuß und zu Roß, Gardisten, Husaren, Dragoner, ein bunter Carneval von Uniformen, gewaltthätig mit dem Säbel in der Faust, oft wüste Haufen mit Beute jeder Art beladen. Die Kampflust war verraucht, die Mordlust geblieben; es stürmte noch immer in den Herzen, obschon sich das Schlachtengewitter verzogen; durch die gräßlichen Bilder des Schlachtfeldes war der Sinn verhärtet und die Unbill, die friedlichen Bürgern zugefügt

wurde, erschien ja geringfügig gegen den Jammer der Schlacht, und nach überstandener Gefahr gewährte so gefahrlose Gewaltthat ein behaglich Gefühl.

Erich hatte sich erboten, bei den Kaufleuten für die Gasttafel in Goethe'schen Hause Einkäufe zu machen; doch er fand die meisten Läden geschlossen und gerieth in den Tumult der Straßen. Das siegreiche Heer schien sich in einen ungeheuren Schwarm von Marodeurs aufgelöst zu haben. Die Thüren wurden eingeschlagen, die Läden erbrochen, überall Wehgeschrei und Hilferufe: bald wurde es taghell auf dem Markt und auf den Straßen; dicht am Schloß stand eine Reihe von Häusern in Flammen und beleuchtete die auf den Plätzen der Stadt bivouakirenden Truppen, die wilden pulvergeschwärzten Gesichter der durch die Straßen taumelnden Plünderer und die Verzweiflung in den Zügen ihrer händeringenden Opfer.

Hier und dort gelang es Erich, durch französische Ansprache wie durch eine feste männliche Haltung einen oder den andern Soldaten zur Milde zu bewegen; in einem geplünderten Kramladen entriß er zwei Schwestern der Gewalt der eingedrungenen Wütheriche und führte sie in das Goethehaus unter den Schutz der fürsorglichen Christiane; aber den Proviant, den er selbst eingekauft, mußte er dafür preisgeben.

Dort im Hause war die Tafel für den Marschall und seine Offiziere gedeckt; doch sie erschienen nicht; die Elsässer, vom weiten Marsche müde, waren mit Bier und Wein rasch

zufriedengestellt und begaben sich zur Ruhe in der Bedientenstube, in der sie einquartirt waren. Christiane Vulpius sorgte im Vor- und Hinterhause, welches letztere sich mit Flüchtlingen gefüllt hatte, denen ihre Güte ein Unterkommen gewährte.

Erich ging im Hausflur unten auf und ab, um die Ankunft des Generals sogleich mittheilen zu können. Da wurde mit Kolbenstößen an die Hausthür geklopft; Schimpfwörter und Flüche ertönten, und da der ungeberdige Lärm nicht enden wollte, beschloß Erich zu öffnen. Ein paar wüst aussehende Tirailleure, die sich mit allerlei geplündertem Zeug ausstaffirt, Männer der Löffelgarde, wie man sie später nannte, verlangten ungestüm Verpflegung und Nachtqartier. Erich suchte sie vergeblich zu beruhigen; sie wollten durchaus den Hausherrn sprechen. Goethe wurde herbeigerufen; er erschien in seinem Nachtrock, den er den Prophetenmantel nannte; seine Erscheinung, sein würdevolles Auftreten, sein interessanter Kopf machten Eindruck selbst auf das soldatische Gesindel.

„Mein Haus ist besetzt mit Elsässer Truppen, ich erwarte den General Augereau und seinen Stab; ich habe über keinen Raum mehr zu verfügen; aber einen frischen Trunk zur Erquickung will ich nicht versagen."

Und als Wein herbeigeholt und eingeschenkt worden war, da stießen die Tirailleurs höflich an mit dem würdigen Hausherrn, machten sich's dann auf der Treppe bequem und tranken weiter, als Goethe sich wieder entfernt hatte,

während Erich noch einige Anordnungen für seine Schützlinge und die andern Weimar'schen Flüchtlinge traf.

Doch der gute Wein des deutschen Dichters hatte den wüsten Sinn der Soldaten entfesselt und außerdem ihre Sehnsucht nach bequemer Nachtruhe unwiderstehlich gemacht. Sie stürmten die Treppe herauf, stürzten in das Zimmer Goethes und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Das war ein Augenblick höchster Gefahr — die Schlacht bei Jena hätte ein blutiges Nachspiel erhalten; dem zertrümmerten Königreiche des größten deutschen Fürsten wäre der Opfertod des größten deutschen Dichters gefolgt, den eine brutale Soldateska im Rausche dem Tod geweiht — ein Nachspiel, kaum minder beschämend für das deutsche Volk, als die blutige Tragödie der Schlacht selbst. Und was nützte es dem Dichter, daß der Cäsar selbst zu seinen Verehrern gehörte, „Werthers Leiden" zu seinen Lieblingsbüchern zählte? Er konnte ihn jetzt nicht gegen seine trunkenen Söldner schützen.

Es giebt Augenblicke, in denen in einer Flucht von Bildern ein ganzes Leben vorüberzieht und Gedanken, die in Worte zu fassen die Zeit fehlt, blitzartig die Seele erhellen. Als Goethe unerschrocken den Trunkenen gegenüber stand, welche jetzt auch des Wortes Gewalt und die Macht der Erscheinung nicht zu bannen vermochte, da sah er sein Leben, die Werke, die seinem Volke gehörten, seinen hohen Rang und seines Namen Glanz, Alles was ihn hoch über die Menge hob, noch einmal wie ein traumhaft leuchtendes

Meteor vor sich, und es ergriff ihn, mehr als das Bangen vor dem eigenen Schicksal, das niederdrückende Gefühl, daß dem Niedrigen und Rohen die Macht verliehen ist, das Hohe und Herrliche mit einem wüsten Griff zu fassen und zu vernichten, blindlings eine ganze geistige Welt zu zertrümmern, von der nie ein Lichtschein in die dunkeln, verlorenen Seelen drang.

Doch die Rettung war nahe; das „Geschöpf", wie des Dichters frühere Geliebte von den vornehmen Freundinnen genannt wurde, Christiane Vulpius, hatte, wenn es galt, das Herz auf dem rechten Flecke; sie warf sich zwischen die Wüthenden und den Dichter, und während jene betroffen zögerten, tönte Christianens Hülferuf durch das Haus. Erich war der Erste, der herbeieilte, und den Trunkenen die Gewehre zurückschlug; doch auch einige Elsässer, durch den Lärm aus dem Schlummer aufgestört, kamen herbei und ergriffen die Partei des Hausherrn.

Goethe war gerettet; er drückte Christiane herzlich die Hand und begab sich zur Ruhe; Erich aber sprach dem muthigen Liebchen des Dichters seine Bewunderung aus über ihre furchtlose That. Das war keine Heldin, die das Bühnenmaß hatte oder mit stolzen Worten zu prunken wußte; das war ein schlichtes Weib, das im Drange der Gefühle als selbstverständlich that, was Andere nicht gewagt hätten. Und vor Erichs Phantasie trat ein Traumbild, das, als er näher hinsah, einige Züge von der Tochter Rübezahls entlehnte: eine Frauengestalt, die so helden-

müthiger That fähig wäre und die er dafür auf immer in sein Herz schließen würde.

Doch auch Erich war noch Zeuge, wie der Dichter seine Christiane lohnte. Einige Tage blieb er noch in Weimar, ehe er in seine schlesische Heimat zurückkehrte. In Goethes Haus waren die Soldaten durch die Offiziere verdrängt worden; Christiane hielt offenen Tisch für sie; aber die geladenen Herren sahen in der Haushälterin eine leichte Beute, und Christiane empfand schmerzlich die Nichtachtung und Zudringlichkeit, mit der sie behandelt wurde. Was half es ihr, daß der „ausgezeichnete Gelehrte," der „in jeder Hinsicht hochzuschätzende Mann" einen schmeichelhaften Schutzbrief nach dem andern von den höchsten Offizieren des Kaisers erhielt; sie selbst war ja nicht mit eingeschlossen; sie gehörte ja nicht zu seiner Familie, sondern zum höheren Gesinde, mit dem die Hauptleute und Adjutanten in müssiger Stunde ihren Sport treiben konnten. Unter Thränen klagte sie Erich ihr Leid und daß sie gesonnen sei, Goethes Haus zu verlassen, und Erich zögerte nicht, in einer vertraulichen Stunde der Excellenz mitzutheilen, was das Herz der treuen Freundin bewegte.

Das bestärkte den Dichter in einem längst gefaßten Entschluß: in den nächsten Tagen vermochte er noch nicht denselben auszuführen. Napoleon war nach Weimar gekommen: Erich hatte den Cäsar gesehen, den kleinsten der großen Männer, von denen die Geschichte erzählt; doch mit dem echten marmornen Cäsarengesicht; bei allem Haß

gegen den Verwüster Deutschlands, der seit wenigen Tagen auch Preußen zertrümmert hatte, war's über ihn gekommen wie ein heiliger Schauer vor dem Manne des Schicksals, und er mußte daran denken, daß dieser sich oft selbst als ein Werkzeug der Vorsehung bezeichnet hatte. Der edeln Herzogin Louise war er im Weimarschen Schlosse anfangs mit brutaler Nichtachtung begegnet; doch als sie den Gatten warm und gewandt vertheidigt hatte, da flößten ihre Unerschrockenheit und Klugheit ihm Respect ein, und er versprach ihr zu Liebe den Herzog zu schonen und ihn nicht seines Thrones zu entsetzen. „Das ist eine Frau", sagte er zu seinen Generalen, „der unsere zweihundert Kanonen keine Furcht einzujagen vermochten." Napoleon that der Plünderung in Weimar Einhalt: er ließ Generalmarsch schlagen und reguläre Truppen einrücken.

Und nachdem der Cäsar die Stadt verlassen hatte und ruhigere Tage gekommen waren, dachte Goethe seines Vorsatzes: er ließ sich in aller Stille in der Sakristei der Hofkirche mit Christiane Vulpius trauen: das immer heitere Mädchen voll häuslicher Sorglichkeit und übersprudelnder Lebenslust wurde die Gattin des großen Dichters, zum Aerger der vornehmen Damen, die seiner Gunst sich rühmten und es mitansehen mußten, daß er seine Wirthschaftsmamsell, auf die sie mit Verachtung herabblickten, als Lebensgefährtin sich an die Seite stellte.

Nur einige Zeugen wohnten der Trauung bei, unter ihnen auch Erich, der von ganzem Herzen der tapferen

8*

Christiane Glück wünschte und diesen Eindruck als den letzten aus einer Reihe denkwürdiger Tage mit hinübernahm in sein geliebtes Schlesien; denn er kehrte zurück zu den Seinen, Noth und Gefahr mit ihnen zu theilen. Schon wälzten sich die Marschcolonnen der Franzosen der Oder zu; nichts hemmte ihren Lauf, und Verwüstung und Schrecken drohte seinem schönen Heimatlande.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Der graue Mann!

Einer der letzten Octobertage, hatte sich mit frostigem Nebel auf die Stadt Breslau und ihre Bastionen niedergesenkt: und frostig und unbehaglich war die allgemeine Stimmung; das merkte man auch drunten im alten Rathskeller, wo früh schon die Lampen angesteckt waren und durch den Tabaksdunst ein fahles Licht ausströmten. Kaum waren die Zeitungen angekommen, als die Gäste mit wahrer Berserkerwuth über dieselben herfielen und sich um den Besitz der neuesten Nachrichten vom Weltschauplatze stritten. Zuletzt einigte man sich, daß der Sperr-Bau-Kassen- und Laternenrendant Plümicke den Hauptinhalt mit vernehmlicher Stimme vorlesen sollte Plümicke galt viel an diesem Stammtisch, an welchem sich allerlei städtische Beamte zu versammeln pflegten; man wartete indeß auf die Zustimmung des Nachbartisches; denn dort saß neben angesehenen Kaufleuten der Geheime Rath Schenker, der ja allen diesen Subalternen an Rang überlegen war, und erst als deser zum Zeichen der Zustimmung sein Kinn tiefer in

die weiße Halsbinde senkte und dann eine andächtige Lauschermiene machte, wagte der Sperr-Bau-Kassen- und Laternenrendant dem allgemeinen Zuruf Folge zu leisten, und begann die wichtigsten Nachrichten mitzutheilen, die allerdings von den Ereignissen längst überholt waren, ehe die Druckerschwärze sie an's Papier gebannt und die Postschnecke sie mühselig von Stadt zu Stadt getragen hatte.

Plümicke entsprach dem Vertrauen seiner Mitbürger, so gut es sein Organ ihm verstattete, denn der hagere Mann besaß eine sehr heisere Stimme und eignete sich deshalb kaum zum Herold der weltgeschichtlichen Ereignisse: doch der Unkenton jenes Vortrags entsprach dem trübseligen Inhalt der Zeitungsnachrichten; auch galt Plümicke für einen ansehnlichen Politiker, welcher die trockenen Mittheilungen mit allerlei sinnreichen Randglossen zu verbrämen wußte: nur wagte er diesmal in Gegenwart eines hohen Vorgesetzten nicht sein Licht leuchten zu lassen; auch wußte er sehr wohl, daß der Geheime Rath Schenker selbst zu den begnadeten Männern von staatsmännischer Einsicht gehörte, die noch dazu an der Quelle saßen. Ueberdies sprachen die Nachrichten der Blätter so vernehmlich und deutlich, daß sie jede Erläuterung überflüssig machten. Die Franzosen übten in Berlin, wo sie eingerückt waren, strenges Regiment; die Festungen Spandau, Stettin, Küstrin waren dem Feinde übergeben worden und Fürst Hohenlohe hatte mit dem Rest seines Heeres bei Prenzlau capitulirt. Ein

Schlag nach dem andern . . . der alte Rendant, der ein guter Preuße war, trug diese Nachricht mit einer von Thränen erstickten Stimme vor. Alle hörten sie lautlos an; der Geheime Rath fuhr sich mit der Hand mehrfach über die Stirn und die Glatze und griff dann zu seinem Hut, um sich auf das Regierungsbüreau zu begeben, wo er Näheres zu erfahren hoffte. Auch hatte er das dunkle Gefühl, daß sein Ansehen darunter litt, wenn der Staat, den er repräsentirte, in allen Fugen zu krachen begann: er fühlte sich gleichsam mit verantwortlich für den allgemeinen Bankerott. Nun, er hätte den unglücklichen Krieg nicht begonnen; er hätte Alles vorausgesagt, wie's kommen würde. Nun war Preußen verloren, und was sollte aus seinen Töchtern werden, wenn der verkümmerte Staat seine jetzigen Beamten nicht mehr zu ernähren vermochte? In seinem Kopfe erwog er die bedeutungsvollen Worte des Gouverneurs von Berlin, des Grafen Schulenburg, welche dieser durch rothe Maueranschläge der Bürgerschaft hatte verkünden lassen. „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum." Er wollte Seiner Excellenz dem Grafen Hoym den Vorschlag machen, durch gleichlautende rothe Placate die Bürger von Breslau um Ruhe zu bitten, damit sie nicht durch vorlautes Benehmen den Zorn der siegreichen Franzosen weckten.

Kaum hatte der Geheime Rath den Keller verlassen, als die allgemeine Bestürzung sich lebhaft zu äußern begann.

„Wer hätte das gedacht," rief der Sperr-Bau-Kassen- und Laternenrendant mit schmerzbewegter Stimme, „der Staat Friedrichs des Großen."

Einige schnauzbärtige Grauköpfe, in ihrer Jugend Unteroffiziere unter dem alten Fritz, stimmten kopfschüttelnd in den Jammerruf ein!

„Doch was wird aus Breslau werden?" fragte der Kaufmann Andritzky und sprach aus, was die Gemüther aller Anwesenden am lebhaftesten beschäftigte.

„Ich glaube nicht," sagte beruhigend der Südfruchthändler Burchardi, „daß die Franzosen nach Schlesien kommen werden: wir liegen glücklicherweise abseits von der großen Heerstraße, die über Berlin nach Ostpreußen geht, wo sich die russischen Heere versammeln. Dort wird es zur Entscheidung kommen."

Der Rendant schien diese Ansicht nicht ganz zu theilen; er äußerte mit einer immer wehmüthiger zunehmenden Heiserkeit einige Bedenken, ob Schlesien so leichten Kaufs davon kommen werde, wenn nicht beizeiten der Friede geschlossen würde.

Da mischte sich ein alter Herr in's Gespräch, der allein an einem Ecktische saß und der schon mehrere Abende schweigend dort gesessen hatte; man hatte ihn wohl bemerkt wegen seiner absonderlichen Erscheinung und ihn den grauen Mann genannt. In der That sah er einem Wichtelmännchen nicht unähnlich: er war grau von Kopf zu Fuß gekleidet; grau und verwittert war seine Gesichtsfarbe und

nur die blaue Brille, die er trug, brachte etwas Abwechslung in diese eintönige Färbung. Beim düsteren Licht der qualmigen Lampe hatte er etwas Schattenhaftes, und als er sich erhob, ragte er mit seiner winzigen Figur nicht über die Sitzenden hervor. Seine Stimme hatte etwas Scharfes und Schneidendes, und man merkte dem, was er sprach, ein gewisses schadenfrohes Behagen an.

„Ich bin kein Schwarzseher; aber Schlesien, das sogenannte Juwel in der preußischen Krone, wird Napoleon nicht ruhig beiseite liegen lassen. Machen Sie sich nur auf manche französische Bomben und Granaten gefaßt. Solche Waffenplätze wie Breslau braucht der Feind, und er hat Truppen genug zu einem militärischen Spaziergang in unsere Provinz. Wird nicht viel Mühe haben, denn ganz Preußen wackelt mit dem Kopfe wie eine Marionette, die der Franzose am Fädchen führt, und seit den Tagen von Jena und Auerstädt kommt überall die Watte zum Vorschein, mit welcher die Puppe des großen Friedrich ausgestopft ist, um der Welt eine stattliche Figur und Taille zu zeigen."

„Sie sind kein Preuße," rief der Rendant entrüstet; „sonst könnten Sie nicht solche Reden führen."

„Sie irren," versetzte der Graue, „ich bin ein Schlesier so gut wie Sie Alle, meine Herrn; aber ich habe nie für die Mumien geschwärmt — und diese Schwärmerei ist unser Unglück geworden: ich wiederhole, die Franzosen werden nach Schlesien kommen, und sie werden das schöne

Land dem Kaiser in die Tasche stecken, in die er schon so viele schöne Länder hineinpракticirt hat . . ."

„Aber unsere Festungen" . . . riefen einige Stimmen.

„Liegen meist an der Oder wie Küstrin und Stettin, und das ist keine günstige Lage, wie Sie gesehen haben; denn diese Festungen waren im Handumdrehen verloren."

„Wir haben tapfere Truppen," versetzte der Südfruchthändler, „und aus Westpreußen rücken neue Regimenter an."

„Wenn sie durch den polnischen Aufruhr hindurch kommen. Ja, meine Herrn, ganz Polen erhebt sich seit den letzten Siegen des Kaisers; es giebt Völker, die man lebendig begraben hat und die dann plötzlich ihren Sargdeckel sprengen. Das in unsern Ostprovinzen eingesprenkelte Polenthum ist ein Sprengstoff für unsere Monarchie, es bleibt ein fremder Tropfen in unserm Blute. Unsicher und unzuverlässig sind selbst unsere Regimenter, die sich aus diesen Mannschaften recrutiren: das sind alles geborene Deserteure. Wir werden 's erleben, meine Herren . . nur Stückwerk schafft die Diplomatie mit Feder und Tinte, und Grenzlinien, die sie durch's Herz der Völker zieht, löscht die Geschichte aus."

Jetzt hielt Rendant Plümicke nicht länger an sich. „Ihre Sprache, mein Herr, ist nicht die eines loyalen Unterthans."

„Nein, nein," riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Ereifern Sie sich nicht," fuhr der Graue mit un-

erschütterlicher Ruhe fort; „ich freue mich nur, wenn so viel geachtete Weisheit plötzlich zu Schanden wird. Wollen Sie jetzt von Preußens Siegen und Triumphen sprechen, mit diesem sauersüßen Gesicht? Wollen Sie noch mit dem einen Aug' nach Roßbach schielen, während das andere von der Glorie von Jena und Auerstädt geblendet wird? Man ist kein schlechter Patriot, wenn man die Dinge sieht, wie sie sind, und beim rechten Namen nennt. Schon die nächsten Wochen werden ja das Exempel auf meine Rechnung machen. Warten Sie ab — und wenn alle schlesischen Festungen capitulirt haben werden, dann capituliren auch Sie und sagen Sie, der graue Mann hat Recht gehabt!"

Der Fremde putzte nach diesen Worten ruhig seine blaue Brille, er war auf einen neuen Ansturm der Gegner gefaßt; doch die Gruppe an dem Tisch verhielt sich schweigend.

Da näherte sich ihm ein junger Mann, der unbemerkt eingetreten war; sein Benehmen hatte etwas Elegantes und Geschmeidiges, sein Gesicht war hochgeröthet; in's Röthliche schimmerten auch Augenbrauen und Augenlider; eine scharfgezeichnete, aber nicht unschöne Nase beherrschte die Züge; um den Mund schwebte ein feines, aber etwas hinterhaltiges Lächeln.

„Ich suchte Dich," sagte er zu dem Grauen, der ihm die Hand entgegenreichte; „ich möchte Dich ungestört sprechen."

Darauf verließen die Beiden den Rathskeller. Niemand von den andern hätte den Eindruck gehabt, daß sie hier Zeuge eines Wiedersehens zwischen Vater und Sohn nach längerer Trennung gewesen. Und doch war es so. Der Sohn folgte seinem Vater durch mehrere enge Gäßchen und sie traten zuletzt in eines jener Häuserlabyrinthe, die mit mehreren Höfen und zahlreichen Seiten- und Hintergebäuden ausgestattet sind. Im dritten Hofe führte eine enge, steile Treppe von Stockwerk zu Stockwerk. Hoch oben machte der graue Mann Halt und öffnete mit einem Schlüssel die Thüre zu einem Vorsaale, die er wieder sorglich verschloß. Sie traten dann in ein düsteres Zimmer ein, das durch schwere Vorhänge verschattet wurde. Jetzt hatte der Alte rasch die Hängelampe angezündet, und man sah, daß das Zimmer comfortable und fast elegant eingerichtet war; im Nebenzimmer standen hohe Repositorien mit Acten und Büchern.

„Setze Dich," sagte der graue Mann und bot dem Sohne eine Pfeife, nachdem er untersucht, ob der Kopf auch genugsam mit Tabak versehen sei. Dann nahm er selbst einen Fidibus und zündete ihm die Pfeife an.

„Es sind einige meiner unsterblichen Gedanken," sagte er dabei," „ich habe den ganzen Becher damit angefüllt. Es lohnt wirklich nicht, über das Leben viel nachzudenken; es ist besser, es frisch beim Schopfe zu fassen und dann gelegentlich loszulassen, wenn man das Vergnügen satt hat."

„Lieber Vater," sagte der Jüngere, sich behaglich im

Lehnstuhl streckend und einige Dampfwolken in die Luft qualmend, „wir kämpfen um's Dasein doch nicht mit gleichen Waffen; die deinigen sind etwas schartig und zerhackt. Ich führe noch eine blankere Klinge."

„Nun, und wie war's in den Bergen?" fragte der Alte, seinen Sohn mit neugierigen Blicken musternd.

„Ich war zum dritten Male oben in dem Bergschloß," sagte dieser; „es ist immer dasselbe, ich komme nicht vorwärts!

„Ich begreife das nicht," versetzte der Alte; „ich bin zwar kein thörichter und kindischer Vater, welcher glaubt, durch ein bewundernswerthes Exemplar von Sohn sich um die Menschheit verdient gemacht zu haben, aber ich bin doch davon überzeugt, daß Du, lieber Hugo, auf ein Mädchen Eindruck machen mußt."

Hugo warf einen Blick in den Trumeau, und obschon ein sitzender Held mit der Tabakspfeife im Mund, — ein Bild, das er im Spiegel sah — nicht gerade besonders sieghaft und unwiderstehlich aussieht, so schien er doch nicht abgeneigt, sich der Ansicht seines Vaters anzuschließen! Er war doch ein stattlicher junger Mann, und wenn auch seine Züge durch den röthlichen Schein von Haar, Bart, Augenbrauen und Augen einen gewissen haut-goût erhielten, so unterschied er sich doch dadurch wieder von den blonden und brünetten Alltagsmenschen, und, wie er selbst meinte, durch einen gewissen pikanten Reiz in vortheilhafter Weise.

„Und wenn ein Mädchen klug ist, wie ja Heloise es sein soll," fuhr der Alte fort, „so weiß sie doch auch geistige Vorzüge zu schätzen, und Du hast Dich doch stets auf der Schule, auf der Universität, als junger Beamter hervorgethan und hast in der Unterhaltung jenen überlegenen Ton, welcher den jungen Mädchen imponirt."

„Heloise ist eben anders als die andern," versetzte Hugo. „Ich gerathe bei ihr immer gleich in eine Sackgasse, wo ich bei einer Andern auf einer via triumphalis einherstolzieren würde. Sie hat viel gelesen, viel gelernt, aber sie ist eben ein Naturkind geblieben, schwärmt für die Berge, für die Wälder, für den alten Gott Rübezahl und seine Märchen; sie hat keinen Sinn für feinen weltmännischen Spott, für geistreiche Perspectiven, für Ansichten, die von den gewöhnlichen abweichen! Und das kannst Du nicht verlangen, Papa, daß ich ihr zu liebe von dem bischen Wasser schwärmen soll, das sich dort aus verzweifelter Langeweile Tag für Tag die Felsen herunterstürzt, oder gar für die alten Felsen selbst, die da im Mondschein Gesichter schneiden."

„Aber Du kannst Dir doch den Anschein geben . ."

„Es gelingt mir nicht, Papa; ich sehe trübselig aus, wenn ich eine schwärmerische Miene annehme! Da bleib' ich lieber, wer ich bin, scharf und schneidig, das führt auch eher zum Ziele."

„Du bist doch sonst nicht gerade schüchtern und verlegen," sagte der Alte, seine blaue Brille putzend und auf den Tisch legend und mit matten Augen zu seinem Sohn

hinüberblinzelnd, „ich glaubte, dort oben fehlt es Dir an Courage.“

„Courage? Die ist verderblich, wenn man sie nicht zur rechten Zeit hat. Erst die Bresche in den Wällen, dann der Sturm; vorher rennt man sich nur die Köpfe ein. Ich bereite Alles sorgfältig vor, womit man den Sieg zu gewinnen vermag; ich habe ihr, ohne aufdringlich zu sein, viel Schmeichelhaftes gesagt, sie ahnen lassen, daß sie mir nicht gleichgiltig ist, nur durch einen leisen Flor ihr einen Blick auf die stillen Regungen meines Herzens gestattet.“

„Du bist und bleibst doch ein famoser Bursche! . . . Die stillen Regungen . . das ist köstlich!“

Hugo sah seinen Vater mit fragenden Blicken an und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Du scheinst zu glauben, daß ich mir die Mühe geben muß, Komödie zu spielen. Du hast doch das Aquarellbild von Heloise gesehen; sie ist anmuthig und schön und ich würde sie lieben, wenn sie auch nicht ein Ohrgehänge von Millionen und ein Armband von lauter Rittergütern trüge. Von allem Anderen abgesehen, bin ich nämlich auch in sie verliebt — und ich gebe Dir das zu Protocoll, damit Du meinen Bericht nicht mit unzulässigen Bemerkungen unterbrichst.“

„Das ist ja um so besser,“ versetzte der Alte.

„Keineswegs,“ sagte Hugo; „denn eine Niederlage wird erst dann empfindlich, wenn das Herz mit dabei im

Spiele ist. Daß man dergleichen besitzt, ist eine unangenehme Entdeckung."

„Und so bist Du schon am Ende Deiner Weisheit angekommen?"

„Noch nicht," versetzte Hugo, „noch hab' ich Geduld: Alles braucht Zeit, auch die Liebe; es giebt ja Früchte, die durch's Lagern reifen; an die Liebe, die Einen so plötzlich überfällt, wie ein Meuchelmörder im Walde . . . an die glaub' ich nicht."

Der Alte kaute an seinen Nägeln.

„Vielleicht hast Du einen Nebenbuhler?"

„Wer kommt dort oben in diese Einsamkeit? Und wenn sie unten auf ihre Schlösser gehen, sehen sie Niemanden bei sich. Ihr Herz ist noch unberührt, ich glaube an keinen Nebenbuhler. Und im Uebrigen wäre das nicht das Schlimmste; den Patron würde ich mir schon vom Halse zu schaffen wissen."

Der Alte stand auf und ging im Zimmer hin und her.

„Du scheinst mir nicht sehr erfinderisch; Du wanderst die gebahnten Wege. Giebt's denn nicht andere Mittel? Man ruft den anscheinenden Zufall zu Hilfe . . . man compromittirt ein solches Mädchen. Dann giebt es Noth- und Zwangsheirathen aus Rücksicht auf die Gesellschaft."

„Sie würde sich aus Acht und Bann nichts machen, sie ist tapfer und stolz."

„Und ihres Vaters Willen?"

„Das weiß ich nicht, ob sie ihm ein Opfer bringen würde. — Vielleicht . . doch dann müßte es um Leib und Leben gehen oder um alles irdische Glück."

„Wie stehst Du mit dem Vater?" fragte der graue Mann weiter.

„Wer kann den Alten ergründen? Er ist und bleibt ein Räthsel; ich bin bei ihm gewiß nicht unbeliebt, denn ich kenne seine schwachen Seiten. Etwas französische Revolution — ich kenne die ganze Litanei von Mirabeau und Robespierre — mich hat das Alles sehr interessirt; es war doch einmal etwas Neues und es spricht sich sehr angenehm über den großartigen Mordspectakel, der dort in Paris die Welt auf den Kopf stellte. Mir ist der Pöbel zuwider; aber daß einmal so aufgeräumt wurde, diese weltgeschichtliche Hackbrettmelodie . . . die summt mir doch recht traulich in den Ohren. Ich mache darüber meine Andeutungen und das gefällt dem Alten; denn ich schwör's, — er ist noch immer ein verkappter Jakobiner".

„Ein Schwärmer jedenfalls, wie alle diese Rosenkreuzer waren."

„Nun, ich bin mit ihm zu schwärmen nicht fähig, aber ich zeige, daß mir die Welt, wie sie ist, wenig zusagt, und ein Mißvergnügter ist ja schon immer ein Candidat der Weltverbesserung."

„Hugo," sagte der graue Mann, auf den Sohn zutretend und ihm die Hand auf die Schulter legend, „Du

mußt dies reiche Mädchen heirathen; es ist dies ein alter Plan von mir und die Aufgabe meines Lebens. Manövrire nicht zu lange hin und her, zur Attake! Es muß klar werden, wie sich das Mädchen zu Dir stellt; dann lasse ich meine Batterien spielen."

„Du hast mir schon oft solche geheimnißvollen Andeutungen gemacht," versetzte Hugo.

„Beruhige Dich dabei — es genüge Dir. Ich habe noch Trümpfe in der Hinterhand, mit denen das Spiel gewonnen werden muß."

„Es wäre mir sehr lieb", versetzte Hugo," wenn ich einen soliden Grundbesitz und einen festen Halt für's Leben gewinnen könnte; denn ich muß Dir's nur sagen, Vater — die Staatscarrière habe ich aufgegeben — ich habe meine Entlassung erhalten".

„Und davon sprichst Du mir jetzt erst?"

„Es handelt sich um die preußische Staatscarrière — nur von dieser sprach ich. Mit Preußen ist's aus. Was hat man für Aussichten in einem Staate, der selbst keine Aussichten mehr hat? Und dann verlangt man von uns Beamten noch eine besondere patriotische Begeisterung. Du lieber Gott, wofür soll man sich denn begeistern? Für den alten Braunschweiger und den Fürsten Hohenlohe, die sich wie soldatische Schulknaben auf die Finger klopfen lassen? Oder für den Herrn von Haugwitz, meinen hohen Vorgesetzten, der sich von Napoleon übertölpeln ließ, als wenn

er noch nicht das A B C der Diplomatie inne hätte? Nein, ich habe meinen Assessor an den Nagel gehängt."

„Nun," fragte der Alte, „und was willst Du thun?"

„Warten, geduldig warten, gewiß nicht allzu lange; dann erhalten wir in einem großen Theile Preußens eine französische Verwaltung und die kann offene Köpfe brauchen, die mit den Verhältnissen vertraut sind. Alles Heil ruht jetzt bei Napoleon; eine glänzende Laufbahn giebt's nur unter seinen Fahnen in Krieg und Frieden. Das halbe Deutschland kämpft ja bereits neben ihm; warum sollte ich zagen, in jene Dienste zu treten? Hätte Preußen bessere Generale und Kanonen — man könnte es ja mit ihm weiter versuchen; doch beide sind von zu schlechtem Kaliber! Man muß sich dorthin begeben, wo die ultima ratio regum besser im Stande ist."

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben," versetzte der graue Mann; „Jeder will sein Glück in der Welt machen. Das hat ja Napoleon am besten verstanden; der korsische Artillerie-Capitän hat ja die Welt in Brand geschossen, um sich eine Krone aus den Trümmern zu holen."

„Nun, Vater," versetzte Hugo, „Deine Grundsätze sind gut; aber wenn ich mich hier bei Dir umsehe — in der Anwendung derselben bist Du nicht sonderlich erfolgreich gewesen."

„Man kann auch dem Erdenglück krampfhaft nachjagen und — doch kein Glückskind sein. Unsere alte

Familie war verarmt; in abhängigen Stellungen mußte ich mich durchschlagen und als ich der Verwalter und Vertraute des reichsten Grundbesitzers der Provinz, eines familien- und kinderlosen Mannes, geworden war, da glaubte ich mein Glück gesichert; doch dieser Menschenfreund, welcher sich gerade auf seine Humanität große Stücke einbildete, meinte einen langjährigen Genossen und treuen Rathgeber mit einem Legat hinlänglich abgefunden zu haben, während er seine großen Besitzungen einem Manne hinterließ: nun, Du kennst ihn ja, den alten Rosenkreuzer; das war ein Mann nach seinem Sinn, ein Bote des Heils . . . er glaubte Segen zu verbreiten über die ganze Provinz, wenn er ihm sein riesiges Vermögen zuwendete."

„Aber, Vater," sagte Hugo, die stets gerötheten Augen etwas zukneifend, „warum bist Du Deinem Freunde nicht als ein Bote des Heils erschienen? Ist's denn so schwer, den Welterlöser zu spielen? Konntest Du nicht auch ein Rosenkreuzer werden und vom Wohl der Menschheit schwärmen? Für ein paar Rittergüter kann man schon die Maske eines Marquis Posa vornehmen, wenn sie Einem auch etwas schief über's Gesicht hängt."

„Ich hab's versucht, doch es ist mir verzweifelt sauer geworden, und lange hielt ich's nicht aus in dieser Rolle. Wer wie ich die Menschen verachtet, die ja alle von oben bis unten nur offene oder verkappte Glücksritter sind, dem gelingt es schlecht, zum priesterlichen Segen die Arme auszubreiten. Und auch dann hätte ich mit dem Andern

nicht wetteifern können; der wurde aus dem Lande vertrieben, galt meinem alten Freunde als ein Märtyrer seiner Ueberzeugung . . . und das war ich nicht; ich war nur einer jener stillen Märtyrer, von denen weiter kein Lärm gemacht wird, die mit einem ererbten stolzen Namen zeitlebens in schnöder Abhängigkeit von den Besitzenden und Begüterten bleiben. Doch Dir soll ein besseres Loos zu Theil werden. Der Name der Strahlheim soll wieder zu Ehren kommen . . . das soll meine einzige Genugthuung sein."

„Ich habe dagegen nichts einzuwenden," versetzte Hugo, indem er die Pfeife beiseite legte; „ich danke für Deine geheimnißvolle Fürsorge, von der ich freilich! nichts verstehe. Ein wenig werde ich indessen auch für mich selbst Sorge tragen; denn so recht glaube ich an Deinen Zauber nicht."

Vater und Sohn verabschiedeten sich mit kühler Freundlichkeit; der graue Mann schloß einen Schrank im Nebenzimmer auf, nahm eine verschlossene Mappe daraus, öffnete sie und vertiefte sich in die Lectüre eines Actenstückes, das er immer von Neuem durchlas und dessen Inhalt ihn mit besonderem Behagen zu erfüllen schien. Dann ging er mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, wie von frohen Gedanken bewegt; er schien seiner Sache sicher zu sein; seine Bewegungen wurden frischer und energischer; der graue Schatten schien aus der unscheinbaren Urkunde neues Leben getrunken zu haben.

Zweites Capitel.

Die Weißwaarengrazie.

Der Assessor Hugo von Strahlheim hatte keinen bestimmten Lebensplan, auch nicht für den heutigen Abend: er ging auf dem Ring auf und ab und betrachtete mit gleichgiltigen Blicken das alte Rathhaus, das im Mondschein seine breiten Schatten über den Weg warf. Das alterthümliche Bauwerk hatte ihm nie Interesse eingeflößt; ebensowenig die geschichtlichen Erinnerungen, die sich daran knüpften, und doch hätte er der Huldigung gedenken können, die hier König Friedrich von den Ständen des Landes entgegen genommen, jetzt, wo der Besitz der schönen damals gewonnenen Provinz bedrohter war als je.

Hugo dachte nur daran, daß sich die Bureaus des Raths in dem alten Gebäude befanden, und da er eine sehr geringschätzige Meinung von den Bürgern und ihren Behörden hatte, weil sie doch der Regierung Ordre pariren mußten, so sah er in dem schönen Rathhaus nur eine Rumpelkammer für subalterne Actenschreiberei und zuckte verächtlich die Achsel über diese Herberge der städtischen Würdenträger.

Da hörte er hinter sich einen Säbel über das Pflaster rasseln und erblickte bald seinen früheren Schulfreund Friedrich, mit dem er stets in gutem Verkehr gestanden. Er war auf seinen Wunsch wieder der Breslauer Garnison zuertheilt worden und hatte sich an der Oder und an der

Ohle schon ganz leidlich heimisch gemacht. Mit der Schlacht bei Jena hatte er sich ein für allemal abgefunden; er hatte sie für ein Unglück erklärt, wie es den besten Truppen passiren könne. Mißverständnisse, falsche Ordres, der dicke Nebel, das Zuspätkommen des Rüchelschen Corps: im Grunde aber war Preußen noch immer den Franzosen bei Weitem überlegen; das werde sich nächstens zeigen, und namentlich die Rosen'schen Füseliere waren der Garde Neys und Lefèvres vollkommen gewachsen.

„Komm mit, Hugo," sagte er zu dem Freunde; „wir wollen das einactige Schlußstück im Theater ansehen, da giebt's einen kleinen Skandal. Doch es ist noch Zeit," fügte er hinzu, nach der Rathsuhr blickend; „wir können noch ein halbes Stündchen hier im Weinhause an der Ecke verplaudern; das große Stück, das sie heute geben, ist von einer tödtlichen Langeweile."

Hugo war nicht wenig erfreut, für den Abend Gesellschaft und die Aussicht auf einen ungewöhnlichen Vorgang gefunden zu haben. Die beiden Freunde setzten sich an einen Tisch in einem Seitencabinet der Weinstube. Friedrich ließ Ungar bringen; er spielte den Wirth, denn Hugos schmale Einnahmen waren ihm wohlbekannt.

„Wir wollen heute eine funkelnagelneue Schauspielerin, die erst einige Male aufgetreten ist, berühmt machen," sagte er, die Flasche entkorkend.

„Und das ist der ganze Skandal?" fragte Hugo.

„Gewiß . . . wir Offiziere sind ihre Anhänger . .

ihre Partei. Doch unter den Bürgern und den Männern vom Fach hat sie große Gegner!"

„Spielt sie denn gut?" fragte der Assessor.

„Miserabel," versetzte Friedrich mit großer Ruhe, den Tokaier einschenkend; „vorläufig nämlich, denn sie hat gewiß Talent!"

„Und warum der Lärm?"

„Wir protegiren sie eben . . . und wenn wir sagen: das ist eine Künstlerin, so ist sie's, und die Andern müssen daran glauben. Des Königs Offiziere werden doch mehr davon verstehen, als diese Spießbürger an der Ohle und der Oder. Wir wollen sie mores lehren und ihnen den nöthigen Respect beibringen; das ist des Pudels Kern. Und ich selbst interessire mich für das Mädchen."

„Wo hast Du sie denn kennen lernen?"

„In einer Baude auf dem Riesengebirge; sie heißt Wanda und ist eine Böhmin . . . man merkt's noch, wenn sie deutsche Verse spricht. Sie kam nach Breslau zu einer Tante, die ein Weißwaarengeschäft an der Ohle besitzt: als ich hierherversetzt wurde, fand ich sie rasch auf! Sie hatte mir gefallen und ich ihr auch, wie es schien. Sie saß hinter Leinwandballen, Betttüchern, Nacht- und Taghemden, hinter einem ganzen Kram von Waaren, die alle für das tiefste Negligée bestimmt sind: auch an Nachthäubchen fehlte es nicht; mir kam das Alles ungemein idyllisch vor und erregte meine Phantasie in anmuthender Weise. Ich konnte dies braune zigeunerhafte

Mädchen mit den dunklen Augen so recht für eine Bett- und Morgenscene ausstaffiren. Die großen Kleiderläden mit ihren prachtvollen Roben: das ist für Ball- und Salontoilette, doch solch ein Weißwaarenladen: das ist Alles unbefangener, menschlicher, intimer, da ist man gleichsam dem Ziele seiner Wünsche näher!"

Mit einem etwas sauersüßem Lächeln zeigte Hugo sein Verständniß für des Freundes stimmungsvolle Schilderung.

„Doch vor der alten Tante hatte mich Wanda mit Recht gewarnt; das war ein Drachen. Sie konnte freilich nichts dagegen haben, daß ich Schnupftücher kaufte und recht lange die verschiedenen gestickten Ränder musterte; als sie ungeduldig wurde, mußte ich mich noch zu einem halben Dutzend Hemden entschließen, wobei Wanda mir mit zarten Händen das Maaß nahm; doch als ich noch immer nicht fortgehen wollte und mich, auf einen Stoß leinener Decken traulich gelehnt, mit Wanda in ein Gespräch über die verschiedenen Bauden des Riesengebirges einließ, da wies mir die Alte ungeduldig genug die Thüre, und ich konnte mit meinem Degen doch nicht gegen den Besen ankämpfen, auf dem die Hexe reitet. Ich stellte mich indeß bald wieder ein, denn mein Bedarf an Schnupftüchern war enorm. Ich treffe es glücklich, dic Tante ist bei einem Kaffeeklatsch. Wir waren so einsam und verabredeten einen Theaterbesuch am Sonntag, dem nächstfolgenden Tage. Das ließ sich arrangiren, und nun . . . der Laden war leer — glücklicherweise kein naseweiser Kunde, das Geschäft stockte auf's

erfreulichste. Ringsum Hemden und Hauben — Betttücher und Handtücher, ich glaube, das ist stimmungsvoller als die grüne Wiese, wo Doris ihre Schafe weidet oder die durch wandernde Ameisen belebte Rasenbank, wo sie mit Damon scharmuzirt. Ich beuge mich über den Ladentisch hinüber, um meine Wanda zu küssen, bringe dabei einen hochgethürmten Stoß von Nachtjacken in Unordnung . . . sie sträubt sich etwas und deutet mit dem Finger nach der Thüre . . . ich wende mich um . . . o Schrecken, was seh' ich? Die gelbe Kalesche mit den Aepfelschimmeln meiner Mama. Sie bringt mich um einen gesicherten Kuß. Sie hatte mich zu Hause vergebens aufgesucht und der Schlingel von Bediente hatte ihr eine Andeutung gemacht, wo ich zu finden wäre . . . er sollte später das Packet abholen. Doch die Mütter sind schlau. Sie that so harmlos, die gute Mama, als führte sie nur der Zufall her, als wollte sie nur einen Einkauf von Inletten für das Gesinde machen. Wir umarmten uns natürlich in gerührter Stimmung; ich folgte ihr an die alte Carosse und warf noch einen wehmüthigen Scheideblick auf das Engelsbild, das hinter den Nachtjacken verschwand."

„Das Abenteuer ist zwar recht kleinbürgerlicher Art," versetzte Hugo, „aber . . . es hat doch seine Meriten."

„Durch die gute Mama war nun der Theaterabend bedroht; denn welcher brave Sohn läßt seine Mutter im Stich, wenn sie sich zehn Stunden hat hin- und herrütteln lassen, um den Sohn zu besuchen? Doch es ging nicht

anders. Ein guter Kamerad, der nach Westpreußen versetzt worden, gab zum Abschied eine kleine Fête . . . und da durfte ich nicht fehlen. Das glaubte Mama natürlich . . . und ich brachte ihr zur Abendunterhaltang den neuesten Roman von Julius von Voß, den ich als ein Meisterwerk rühmte. Ich glaubte sie so in die Lectüre vertieft, daß sie die Lichte mit der Lichtscheere zu putzen vergaß . . . ich gehe mit Wanda in's Theater; sie hatte sich schmuck und salonmäßig angezogen und konnte recht gut für eine meiner Cousinen gelten. Was Cousinen betrifft, da bin ich nie in Verlegenheit; ich habe ein paar Dutzend, und da ich selbst nicht einmal alle kenne, ist das von einem andern Sterblichen gar nicht zu verlangen. Man gab „Menschenhaß und Reue“ . . . wir sitzen vorn in einer Seitenloge . . . da tritt in die Loge neben uns eine silberhaarige Matrone. Dies Silberhaar . . . . diese für Eulenaugen passende Brille war mir allzubekannt . . . es war meine Mutter. Sie hatte sich anders besonnen. Die Husaren- und Marketendergeschichte meines Freundes hatte sie gelangweilt . . . sie zog es vor, sich von Eulalien rühren zu lassen. Ich befand mich in derselben Stimmung wie in der Schlacht bei Jena, als unsere eigenen Schwadronen in unsere Linien hineingeritten kamen; ich war in einer desperaten Lage. Doch ich machte gute Miene zum bösen Spiel, gab mir das Ansehen, als ob meine Nachbarin mich so wenig anginge, wie wenn sie vom Monde heruntergefallen und nur durch eine Laune der Theaterkasse an meine

Seite gekommen wäre, verständigte mich einen Augenblick, indem ich unbemerkt war, mit Wanda und verließ das Theater längere Zeit vor dem Schlusse des Stücks."

„Sehr geschickt manövrirt. Doch was sagte denn die gnädige Mama zu diesem Scheingefecht?"

„Sie war ungnädig genug; denn sie ließ sich nicht täuschen durch den kameradschaftlichen Punsch, den ich, nach einem flüchtigen Besuch des Theaters, genossen zu haben vorgab. Wanda sah für eine zufällige Nachbarin viel zu interessant aus. In der That, das Mädchen aus Hohenelbe mit seinem zigeunerhaften Gesicht hatte ganz das Air einer großstädtischen Kokette angenommen; doch meine Mama führte den Feldzug in großem Styl; sie machte mir bittere Vorwürfe, daß ich sie getäuscht und vernachlässigt. Doch sie ließ das thörichte Geschöpf, das mich verführt, rasch in der Versenkung verschwinden und rückte mit einem großen Plan hervor: sie wolle mich verheirathen; es sei Zeit dazu!"

„Und sie hatte auch wohl schon die Braut in Bereitschaft?"

„Natürlich! Es war Niemand anders als Julchen von Zedwitz, die bei Bernecks wohnt. . ."

„Ich denke, die ist so gut wie verlobt mit dem jungen Erich."

„Das leugnet Mama! Sie sind zusammen aufgewachsen, das ist Alles. Julchen sei wie für mich geschaffen, flott und munter und hübsch; ich sollte dort nur Be-

such machen, ich würde mich freuen, wie reizend das liebe Kind im letzten Jahre geworden sei. Mit der Mutter Zedwitz ist Mama längst eng befreundet. Ich konnte im Hinblick auf mein Gehalt als Lieutenant nicht umhin, zu erwähnen, daß Julchen arm sei wie eine Kirchenmaus. Doch Mama meinte, ich, als einziger Sohn, würde immer mein gutes Auskommen haben, und Ehefrauen mußten arm sein, wenn der Mann glücklich sein solle. Eine reiche Frau bringe Unglück in's Haus, sie mache Ansprüche und sehe den Mann bald über die Achseln an. Das sind nun Ansichten, über die sich streiten läßt; ich meinerseits würde mich nicht über die Achseln ansehen lassen und wenn meine Frau Millionen hätte. Indeß ich versprach, gelegentlich nach Berneck zu fahren und nachzusehen, welches Meisterstück der Schöpfung aus dem kleinen Julchen geworden. Und so kam ich mit Mama noch ganz gut auseinander, obschon ich die schuldigen Egards höchst pflichtwidrig außer Acht gelassen."

„Und was wurde aus Wanda?"

„Jener Theaterabend wurde entscheidend für sie. Das Stück hatte sie so ergriffen, daß sie fest beschloß, zum Theater zu gehen. Ich bestärkte sie darin, sie wird auf der Bühne interessant aussehen, sagte ich mir, und sie hat den Teufel im Leibe, was ja für eine große Künstlerin unerläßlich sein soll: das hatt' ich schon gemerkt, und das sagten auch ihre Feueraugen. Bald kam die Sache in Gang. Sie sollte Stunden nehmen in der Weißnätherei,

da sie darin noch zurück war; doch sie nahm statt dessen durch meine Vermittelung Stunden bei der komischen Alten des Theaters, die merkwürdigerweise die tragischen Jungen ganz vortrefflich ausbildete. Mit der Lehrerin der Handarbeit verständigten wir uns; sie erhielt die Lectionen, die sie nicht ertheilte, doppelt bezahlt, mußte aber die alte Tante darüber täuschen. Ich selbst hatte den Hauptprofit von Wandas künstlerischem Novizenthum: ich durfte bei den Stunden zugegen sein, mich an ihren Fortschritten erfreuen und beim Fortgehen gelegentlich auf der Treppe, wenn weder oben noch unten die Stufen knarrten, mir Küsse rauben, so viel ich wollte. Nun sollte aber Wanda auftreten — und wir konnten das Geheimniß vor der Tante nicht länger bewahren. Da es sich aber um eine Erbtante handelte, so galt es die größte Vorsicht, und es wurde Alles aufgeboten, um ihr einleuchtend zu machen, daß ihre Wanda ein Genie sei, und von der Bühne aus eine wahre Glorie auf das Weißwaarengeschäft an der Ohle ausströmen werde. Ein würdiger Bruder von ihr, Kunstdrechsler und Theaterenthusiast, werde für diese Ansicht gewonnen und wir schickten der guten Frau so viele Kunstkenner in das Haus, welche von Wandas Talenten sprachen, daß sie zuletzt bekehrt wurde und darin eine Ehre sah, eine Künstlerin zur Nichte zu haben, während sie sich für ihr Geschäft eine andere Leinwandgrazie engagiren mußte. Wanda trat auf, mißfiel nicht gerade, wurde Mitglied des Theaters, spielte indeß einzelne Rollen bedauer-

lich schlecht. Heute hat sie die Hauptrolle in einem kleineren Stücke; heute gilt's, der Erbtante zu beweisen, daß ihre Nichte auf der Bühne glänzenden Erfolg hat. Ich und meine Kameraden werden diesen Beweis liefern . . . . sie wird ihre Kränze erhalten — und das andere Publikum soll es nicht wagen, anderer Meinung zu sein."

„Dazu hast Du mich also eingeladen?" versetzte Hugo, das vollgeschenkte Glas Tokaier-Ausbruch herabstürzend, „ich folge Dir gern. Einmal bin ich begierig, Deine Wanda kennen zu lernen; dann aber bereiten mir solche unverdiente Huldigungen eine wahre Herzstärkung; denn das ist im Kleinem wie im Großen — man fabricirt mit Kunst den Heiligenschein, und der Skandal regiert die Weltgeschichte."

Doch es ist Zeit," versetzte Friedrich, „wir haben lange genug geplaudert, jetzt in den Sattel und zur Attake!"

Die beiden Freunde begaben sich in das Theater: eben war das erste längere Stück des Abends zu Ende gespielt worden und es herrschte ein reges Leben in den Corridoren. Die klappernden Säbel der Offiziere von Henckels Kürassierregiment, die zahlreich anwesend waren, verbreiteten einen militärischen Lärm in den Vorhallen der Kunst. Am herausforderndsten benahm sich ein hochgewachsener Offizier, welchen Friedrich seinem Freunde als den Lieutenant von Seelenstrang vorstellte. Dieser hatte einen martialischen Schnurrbart und schien die übrigen

Leute nur als die bedauerliche Staffage zu betrachten, die einmal an allen öffentlichen Orten unvermeidlich ist.

„Ich habe Alles inspicirt," sagte er. „Die Kränze sind in den Händen der Logenschließer, unsere Wachtmeister und Sergeanten stehen auf ihrem Posten. Wenn das Mädel nicht sogleich von Iffland für's Berliner Theater engagirt wird, so soll's unsere Schuld nicht sein. Der Recensent, der sie herunterreißt, soll mir vor die Klinge, und wenn die Canaille hier Opposition macht . . . wir werden schon mit ihr fertig werden."

Es herrschte beim Offiziercorps eine gehobene Stimmung wie vor einer Bataille, gegenüber einem an Zahl und Kraft weit untergeordneten Feind. Friedrich, der durch seine Beziehungen zur komischen Alten Zutritt hinter den Coulissen hatte, suchte Wanda dort auf, die sich für ihre Hauptrolle in dem Kotzebue'schen Einacter mit einer fast zu carmoisinfarbenen Röthe geschminkt hatte, und sprach ihr Trost zu; es gehe Alles nach Wunsch, und die Kameraden würden sie nicht im Stiche lassen; sie solle nur gelegentlich dem Lieutenant von Seelenstrang einen dankbaren Blick zuwerfen. Das könne ganz unauffällig bei einer Seitenwendung geschehen; er sitze rechts vorn in der ersten Loge und so viel Seele, als sie noch übrig und in der Rolle selbst nicht consumirt habe, möge sie in diesen Blick legen.

„Ich bin heute nicht eifersüchtig," fügte Friedrich hinzu, „und muß mich etwas im Hintergrunde halten.

Der Seelenstrang ist heute der Matador und verdient Deinen Dank."

Bald darauf ging der Vorhang in die Höhe. Wanda wurde mit stürmischem Beifall empfangen, zur großen Verwunderung des unbetheiligten Publikums; doch als man sah, daß der Beifall von der vornehmen Welt, von den Logen und dem ersten Rang ausging, ließ man ihn als eine Respect gebietende Meinungsäußerung aus den höheren Kreisen ruhig über sich ergehen; nur einige Kunstkenner zischelten und rückten auf den Sitzen hin und her. Den ersten schalkhaften Monolog sprach Wanda nicht übel; doch die darauf folgende Liebesscene spielte sie mit dem ganzen Ungeschick der Anfängerin, und aus Verlegenheit nahm sie bisweilen eine impertinente Miene an.

Friedrich war nicht wenig erschrocken über diese Leistung und konnte sein kritisches Gewissen beim besten Willen nicht „zum Schweigen" bringen. Doch die Kameraden stürmten tapfer darauf los, unbekümmert um einzelne Zischlaute, die sich einigen gequälten Gemüthern entrangen. Wanda spielte mit wachsender Kühnheit, aber sie verzeichnete ihre Rolle gänzlich und das schalkhafte Mädchen wurde eine raffinirte Kokette. Gleichwohl regnete es am Schluß Kränze auf die Bühne; ein säbelrasselnder Enthusiasmus durchbrauste das Haus; doch einige Schöngeister von Fach und ein paar urtheilsfähige Männer aus dem gebildeten Bürgerstand wagten es, gegen den Strom zu schwimmen und protestirten gegen den „Beifall aus der Kaserne", wie

sich später ein Mitarbeiter des „Spiegels“, einer seit Kurzem in Breslau erscheinenden Zeitung ausdrückte. Seelenstrang merkte sich die mißvergnügten Gesichter und draußen im Corridor stieß er mit seinem Pallasch die Störenfriede aus dem Wege; seine Kameraden von der Infanterie benutzten das Degengefäß, um ein paar mißliebige Schreier, die draußen noch ihre ketzerische Meinung äußerten, an die Wand zu drücken. Lärm und Geschrei ... Spornklirren ... Säbelrasseln ... das Wort „Canaille“ war die Losung, die fortwährend von den schnauzbärtigen Lippen ertönte. Der Widerstand des unbewaffneten Publikums erlahmte rasch; denn hinter den Offizieren marschirten die Wachtmeister im funkelnden Küraß ... kolossale Gestalten, bei deren Anblick sich die schüchterne Kritik drückte und das mißhandelte Bürgerthum die Faust nur noch in der Tasche ballte.

Hugo von Strahlheim hatte alle diese Auftritte mit Behagen und überlegenem Lächeln angesehen. Die Franzosen, sagte er sich, seien die rechten Zuchtmeister für diesen Uebermuth. Doch die Lection von Jena und Auerstädt scheint schon wieder vergessen zu sein. Gleichviel — man muß einem Staat den Rücken kehren, dessen Niederlagen nur dazu dienen, seine innere Fäulniß zur Gährung zu bringen, und wo der Hochmuth noch mit dem Säbel herumfuchtelt, den ihm der Feind schon zerbrochen vor die Füße geworfen hat.

Drittes Capitel.

Ein preußischer Patriot.

Bei aller Aufregung über die politischen Nachrichten, bei aller drohenden Bedrängniß durch den näher rückenden Feind fand doch die Mehrzahl der Breslauer Muße und Stimmung, sich mit ihren Privatinteressen zu beschäftigen: ganz erloschen war die Hoffnung nicht, Schlesien könne von den französischen Heeren verschont bleiben. Mindestens gab man sich den Schein, solche Hoffnung zu hegen, um nicht als Egoist gescholten zu werden, wenn man das Leben zu genießen suchte oder für sich selbst sorgte und speculirte.

Kurt von Barden befand sich in einer trostlosen Stimmung; nicht Preußens Niederlage bedrückte ihm das Herz; das wechselnde Glück der Schlachten, meinte er, werde sie schon wieder ausgleichen; nein, sein Herz, seine Phantasie waren verödet; er hatte kein Ideal für seine Dichtung, und seine Zauberoper rückte nicht vom Platze. Die Tochter Rübezahls droben weilte in der Ferne, ihre Farben verblaßten zu sehr, und sie hatte auch zu wenig Entgegenkommen gezeigt; er brauchte ein Ideal von Fleisch und Blut, das ihm den Kuß der Weihe auf die Lippen drückte. Und er suchte vergebens.

Er hatte nicht versäumt, bei dem Geheimrath Schencker Besuch zu machen: dort weilte sie, die hochgewachsene Hertha, eine kundige Thebanerin, wie er sie nannte, welche alle romantischen Dichter kannte und mit der sich so an=

genehm und lehrreich über die glänzende Zukunft deutscher Poesie sprechen ließ. Dabei hatte er den stillen Nebengedanken, daß vielleicht unter ihren sechs Schwestern sich eine finden werde, an der er das Maß für die Heldin seiner Zauberoper nehmen könne und die ihn selbst zu neuem Aufschwung begeistern werde.

Sieben Töchter — und dabei keine Muse — und nicht einmal eine Grazie! Lauter Aschenbrödel am häuslichen Herd. Die eine kochte, die andere nähte, die dritte strickte; die vierte und fünfte waren Backfische, die für Gesellschaftsspiele schwärmten und sich den ganzen Tag zankten. Die sechste war ein kleines lärmendes Mädchen, die siebente . . nun, das war eben Hertha, welche hoheitsvoll die andern überragte. Nicht in Bezug auf das äußere Längenmaß, denn hochaufgeschossen waren die Schwestern alle, sondern in Bezug auf geistige Bedeutung; etwas wie Wiederschein der romantischen Zauberpracht schwebte um ihre scharfen und eckigen Züge, obschon sich in ihren mattblauen Augen nichts von der geheimnißvollen Runenschrift der mittelalterlichen Dichtung lesen ließ. Gegen Kurt waren übrigens alle von erstaunlicher Liebenswürdigkeit trotz seiner wenig gewinnenden äußeren Erscheinung; sie wußten, daß der schmale engbrüstige Jüngling mit den gerötheten Augen eine glänzende Partie sei; die beiden jüngeren, Iduna und Walpurga, merkten bald, daß Hertha durch ihre Kenntniß der neuen Berliner Dichter und ihrer Werke einige Points vor ihnen voraus habe und suchten

ihr in aller Stille diesen Vorsprung abzugewinnen. Sie begaben sich auf einmal unter die Fittige der Schwester, die gern ihr Licht leuchten ließ, lauschten ihr alle die Urtheile ab, die sie verwerthen konnten, und nicht lange dauerte es, so hatte Iduna unter dem Kopfkissen den „William Lovell“ von Tieck liegen und Walpurgis auf ihrem Nachttischchen „Sternbalds Wanderungen“. Kurt war nicht wenig erstaunt zu hören, wie die beiden Mädchen sich jetzt, da sie sich einmal zanken mußten, über die romantischen Dichter zankten. Walpurga bevorzugte den „Zerbino“, Iduna den „gestiefelten Kater.“ Kurt freute sich des warmen Antheils an seinen Lieblingen. Doch so sehr sie ihm ihre schwärmerische Begeisterung aufdrängten . . . er merkte doch, wie leicht die Glasur dieser oberflächlichen Bildung abbröckelte und welche Lücken dahinter klafften.

Kurt gehörte indeß zu den unerschrockenen Dichtern, die stets ihr Manuscript in der Tasche haben und es ihren guten Freunden wie eine Pistole auf die Brust setzen. Der leiseste Anlaß genügt . . . . und sie feuern los. So fand denn auch Kurt das Publikum im Schenckerschen Hause, trotz des zweifelhaften Antheils der wirthschaftlichen Damen würdig, durch den ersten Act seiner Zauberoper beglückt zu werden, und bei einem abendlichen Thee fand die weihevolle Vorlesung statt. Der alte Geheimrath hatte sich mit Geschäften entschuldigt; denn ihm war alle Poesie ein Gräuel; aber das Siebengestirn war vollzählig um das Lesetischchen versammelt, und nur Susanne, welche die

Küche verwaltete, rief öfter eine Störung hervor indem sie aufstand, um nach dem Abendessen zu sehen, und den Zauber der mondumglänzten Märchennacht durch einen unsanft gerückten Stuhl zerstörte. Auch Iduna, welche den Thee bereitete, traf nicht immer das Richtige; sie klapperte mit den Tassen in die luftigsten Elfenlieder hinein und nöthigte dem Poeten die Zuckerzange in die Hand, als dieser grade in schmelzenden Versen eine süße Liebe zwischen einer Fee und einem jungen schönen Bergwanderer schilderte.

Der Beifall war natürlich sehr lebhaft; auch die nüchternen wirthschaftlichen Damen waren entzückt. Iduna fand eine gewisse Aehnlichkeit mit Brentano, Walpurga mit Achim von Arnim, und Kurts Stimmung wäre eine ungetrübte geblieben, wenn nicht Hertha ein kritisches Bedenken geäußert hätte. Sie fand, daß die Fee sich etwas zu rasch von dem Erdgeborenen umstricken ließ. Das war Wermuth in den Becher der Freude: doch was wußte sie von dem Seelenleben der Feen? Dort im Feenreich geht es überhaupt ungenirter zu als auf Erden bei den wohlerzogenen Töchtern der Räthe und Subalternen. Für so prosaisch hätte Kurt doch die hochgebildete Hertha nicht gehalten. Selbst Susanne's Streußelkuchen mundete ihm nicht mehr; er fühlte sich unverstanden als Mensch und als Künstler gekränkt.

Und wie unbefriedigend diese ästhetischen Thee's, bei denen die Grazien nicht den Vorsitz führen, sondern eine

etwas verwitterte Weiblichkeit neben einer naseweisen Jugend! Wo blieb sein Ideal? Der Bildhauer muß sein Modell haben, auch der Dichter: sonst wächst aus dem kalten Marmor keine Gestalt heraus. Und er hatte keines: sieben Mädchen, und keins reichte ihm die rettende Hand, um ihn in's Lichtgewölk zu führen, wo der zweite Act seiner Zauberoper spielte. So oft er einen Anlauf nahm, er vermochte nicht, die Sprache der Liebe zu sprechen: Alles kalt, herz- und seelenlos. War er denn ein Dichter? Er begann an sich selbst zu verzweifeln. Sein prächtig eingerichtetes Arbeitszimmer war mit Büsten und Statuetten, mit den Copieen der Gemälde berühmter Meister geschmückt, doch die Anregungen der Kunst genügten ihm nicht; er brauchte das Leben und die Liebe!

Ja, wenn er jene Emma von S. hätte finden können, das Mädchen mit dem Dichtergruß, die ihm die blaue Blume reichte! Doch vergeblich waren alle seine Bemühungen gewesen, die geheimnißvolle Schönheit zu entdecken, vielleicht waren auch jene Namenszüge nur eine freie Erfindung. Sein Herz sagte ihm, diese Emma werde die rechte sein, die langersehnte! Geheimer Rath Schencker gab eine kleine Gesellschaft: er wollte sich doch bei seinen Breslauer Collegen einführen und zwar so früh als möglich, ehe die Ungunst der Zeit vielleicht allen gesellschaftlichen Verkehr verbot. Das Quartier mußte zu diesem Zwecke vorgerichtet werden; die Betten wurden fortgeräumt und auf den Boden gebracht; an der Stätte, wo Hertha

und Susanne, Iduna und Walpurga sich ihren jugendlichen Träumen hingegeben, befanden sich jetzt plauderhafte Causeusen, welche direct vom Möbelvermiether kamen, und wo sie sonst ihre bescheidenen Toilettenspiegel hingestellt, welche mit erstaunlicher Wahrheitsliebe das Bild ihrer zweifelhaften Morgenschönheit ihnen zurückgaben, prangten jetzt stolze Trumeaus „auf Zeit," welche ihre von Seide umrauschten Gestalten von Kopf zu Fuß spiegelten und ihnen keinen Zoll ihrer stattlichen Länge schenkten. Es war Alles so elegant, man möchte sagen luxuriös eingerichtet, aber doch sah Alles so aus, als ob es nicht hingehörte; es sah sich Alles mit Verwunderung an, sich hier zusammen zu finden; es fehlte das Harmonische, das man einer altgewohnten Einrichtung auf den ersten Blick ansieht; die Wände sahen so kahl und nüchtern aus, und die intimeren Freunde der Familie fragten sich im Stillen, wo denn heute die sieben Mädchen einen Unterschlupf finden würden.

Doch Geheimer Rath Schencker mochte sich trösten: Die Woche vorher, beim Präsidenten, war's ja nicht anders gewesen; in der Schlafstube der Excellenz hatte man lustig getafelt und im Boudoir seiner Töchter Whist gespielt; einige Stühle wackelten bedenklich; sie waren schon zu oft ausgeliehen worden; ja, mehrere Geheimräthinnen glaubten das Silberzeug wiederzuerkennen: es war ja in ihren eigenen Küchen schon bisweilen blank geputzt worden. Die armen Beamten! Der Staat gab ihnen Ansehn und Macht, so

daß sie nicht stolz genug über die andern Sterblichen hinwegsehen konnten; aber schon der behäbige Kaufmann, der noch weit genug vom Millionär entfernt war, beschämte sie durch die comfortable Einrichtung seines Hauswesens und den soliden Glanz seiner Feste.

Es fanden sich sehr viele Beamte als geladene Gäste ein. Die Hausfrau empfing sie nach Gebühr, mit jovialem Gruß die Gleichgestellten, mit unterthäniger Verbeugung die Vorgesetzten, mit herablassender Leutseligkeit die Untergebenen. Frau Geheime Rath Schencker, eine kleine Frau, die das wunderliche Naturschauspiel bot, als Mutter neben ihren Töchtern gänzlich zu verschwinden, verstand sich noch mehr als der Hausherr darauf, jeden Gast mit dem ihm zukommenden Gruße zu bedenken, und die Bewegungen ihres Kopfes so genau nach dem Zollstocke abzumessen, daß jeder Mandarin, der weniger Knöpfe zählte als der Andere, auch, was die Neigung des Kopfes betraf, mit dem entsprechenden Viertel oder Achtel Zoll weniger bedacht wurde. Die kleine Gestalt drohte eben gänzlich zu verschwinden, als der Provinzialminister, Excellenz Hoym, erschien; so tief war der Knix, mit dem sie den Ehrengast begrüßte, der ihrem Feste die Krone aufsetzte. Excellenz lächelte sehr verbindlich und suchte dies Lächeln auf die sieben Töchter zu vertheilen, die als eine Art von Ehrengarde vor ihm aufmarschirt standen; es reichte knapp aus bis zur jüngsten, die, obschon nicht gesellschaftsfähig, doch helfen mußte, die Honneurs des Hauses zu machen: denn

wo hätte die arme Kleine an diesem Abend ein Unterkommen finden sollen? Sie schlief zuletzt in einem Winkel ein, als ihre Schlafstunde gekommen war, und wurde sehr unwirsch, als eine Schwester nach der andern sie aus ihren Träumen aufscheuchte und ihr diese Ungezogenheit verwies. Excellenz selbst setzte sich alsbald an den Whisttisch. Er war liebenswürdig wie immer, aber sehr zerstreut und stach gelegentlich die sichern Stiche seines Mitspielers. Dieser, ein Geheimer Rath aus der Provinzialverwaltung, saß wie auf Kohlen: er war bekannt als einer der Whistspieler, die über jedes Versehen ihres Aiden in Wuth und Verzweiflung gerathen und eine genadenlose Kritik an den Stümpern üben, die das heilige Whist durch ihre profane Ignoranz entweihen; und jetzt verhängte es das Schicksal, daß der stümperhafteste Whistspieler, der alle seine Pläne verdarb, sein hoher Vorgesetzter war. Und er mußte seinen ganzen Aerger herunter schlucken, die ganze Strafpredigt bei sich behalten: sein Gesicht röthete sich, wie bei einem Krampfanfall, sein Kinn fuhr in die weiße Halsbinde hinunter; die Adern schwollen auf seiner Stirn: doch wie er sich auch zu beherrschen suchte, einmal wenigstens mußte sich seine innere Erregung Luft machen, und zu seinem eigenen Schreck und zum Schreck der Anderen fuhr es ihm heraus: „Excellenz könnten auch besser Acht geben."

Graf Hoym lächelte und entschuldigte sich. In der That, auf dem verantwortlichen Posten, den er schon zur Zeit des großen Friedrich bekleidet hatte, war es ihm noch

nie so unbehaglich zu Muthe gewesen, wie gerade jetzt; er war ein ängstlicher Herr . . . und wie viel Schreckliches konnten die nächsten Tage bringen. Eine Hiobspost kam nach der andern; der Feind drohte in Schlesien einzurücken: war's da ein Wunder, daß der Provinzialminister einen Trick nach dem andern vergab? Ging's denn in Preußen anders zu? Und nicht einmal die Honneurs behielt man in den Händen.

Unter den jungen Adeligen, welche dem Rath bekannt geworden waren, weil sie mit der Provinzialverwaltung zu thun hatten, befand sich natürlich auch als Hausfreund Kurt von Barden. Er war nicht unvorbereitet gekommen; das Manuscript einiger seiner Gedichte befand sich in seiner Rocktasche, doch er sah bald, daß heute für die schönen Künste keine Stätte bereitet sei: selbst das Pianoforte war verschwunden, denn dies Marterinstrument der Gesellschaften, hätte mit seiner unbequemen Aufdringlichkeit zu viel Platz fortgenommen; es wurde nicht musicirt, nicht getanzt, wie hätte man da auf das Wort der Dichtung hören sollen, das nur ausnahmsweise in solchen Cirkeln sich geltend machen durfte? So schwer's ihm wurde, er mußte verzichten: er setzte sich in eine Fensternische und vergaß, daß er den „Traum einer Sommernacht" und „die Prinzessin Abendroth," die er sauber gerollt in der Rocktasche trug, in grausamer Weise zerknitterte. Was half es ihm, daß ihn Hertha und Susanne, Walpurga und Iduna der Reihe nach anlächelten, wenn sie als an=

muthige Proviantcolonne ihm Thee, Sahne, Zucker und Confect reichten? Sie zeichneten ihn vor den andern jüngeren Gästen aus: doch er konnte ihnen ja nicht danken, wie er's wollte, mit dem besten Dank, den ein Dichter gewähren kann, dem unsterblichen Wort seiner Muse.

War er melancholisch: der Nachbar, der sich in der Fensternische eingefunden, schien es nicht weniger zu sein. Ein stattlicher Mann, von ernsten düstern Zügen, schien er ganz in seine Gedanken verloren zu sein und klopfte, nachsinnend und ohne Kurt zu bemerken, an die Fensterscheiben. Dieser indeß er blickte in ihm einen Bekannten, dem er öfters in den Gesellschaften der vornehmen Welt begegnet war und der grade jetzt viel von sich sprechen machte: es war der Graf Friedrich Pückler; man wußte, daß er einen Plan zur Vertheidigung der Provinz Schlesien ausgearbeitet, daß er diesen Plan dem König in Schneidemühl vorgelegt hatte; man erzählte sich, der König habe denselben beifällig aufgenommen und den Behörden Befehl ertheilt, sich nach den Rathschlägen des Grafen Pückler zu richten. Kurt betrachtete den ernsten und entschlossenen Mann mit Antheil, redete ihn an und gewann ihm alsbald ein freundliches Lächeln ab, das von der Herzensgüte desselben zeugte.

„Sie spielen nicht Whist, Herr Graf?" fragte Kurt.

„Ich begreife nicht, wie man in diesem Augenblicke dazu Lust und Muße finden kann; ich traue meinen Augen nicht, wenn ich geputzte Menschen sehe, die einem Vergnügen nachlaufen ... jetzt, jetzt, in der grauenvollsten Zeit, welche

dies Geschlecht erlebt, wo unser Staat in Trümmer zu gehen droht, unser Thron zu wanken beginnt. Wir sollten sein, wie die in Karthago und Sagunt, und sind und bleiben Sybariten. Sie wundern sich wohl, daß ich selbst so spreche, und doch einer Einladung zu diesem Fest gefolgt bin?"

„In der That," versetzte Kurt lächelnd, „Sie errathen meine Gedanken!"

„Nun, ich bin blos hierher gekommen, um diesen oder jenen Herrn aus dem Provinzialministerium sprechen zu können; denn auf ihren Bureaus lassen sie sich verleugnen. Hier halt' ich sie fest, wenn sie vom Whisttisch aufstehen. Sie sollten nur sehen, mit welchen Augen man mich ansieht: sie nennen mich den Mann mit der eisernen Maske. Und ich habe doch die Vollmacht des Königs, ich glaubte, sie würde mir alle Thüren öffnen. O nein, man ist so höflich, mich nicht hereinzulassen, um mich später nicht herauswerfen zu müssen: das würde unfehlbar mein Schicksal sein."

„Doch ich begreife nicht . . ."

„Mein junger Freund, ich bin keiner von der Zunft, ich habe keine Staatsprüfungen gemacht. Ich habe als ein freier Mann auf meinem väterlichen Erbe gelebt; ebensowenig habe ich eine militärische Rangstellung. Daß ich für mein Vaterland denke, fühle und handeln will, wird mir als Verbrechen ausgelegt; daß ich's gewagt, mich an den König selbst zu wenden, erscheint als strafbare Zudringlichkeit. Nun habe ich beim Könige Gehör gefunden;

man darf jetzt nicht laut seine Meinung äußern; desto mehr verfolgt man mich mit stillem Grimm und Haß. Ich habe einen neuen Plan ausgearbeitet. Sehen Sie, dort steht der vortragende Rath vom Whisttisch auf; ich eile, ihn in die Grundzüge der Organisation einzuweihen."

Graf Pückler schritt auf den Rath zu und nahm ihn in die Fensternische, welche Kurt inzwischen verlassen hatte. Dieser sah nur, wie der schon durch das Spiel Sr. Excellenz zur Verzweiflung gebrachte Rath an krampfhaftem Aerger fast zu ersticken drohte, als ihm der aufdringliche Retter des Vaterlandes, wie der Graf in den Beamtenkreisen genannt wurde, mit neuen Vorschlägen und Plänen auf den Leib rückte. Das verbindliche Lächeln, das er an seine Lippen bannte, da immerhin der Graf ein Günstling des Königs war, hatte etwas Grinsendes, und alle seine Mienen und Bewegungen zeigten die grenzenlose Ungeduld, mit welcher er den unbequemen Patrioten abzuschütteln suchte.

Kurt indeß begab sich zu den jungen Damen, die in einem Boudoir beisammen saßen, in geflüsterter Unterhaltung, deren Zwischenpausen hinlänglich bewiesen, daß die Langeweile zwischen ihnen saß. Hertha stellte den jungen Edelmann ihren Freundinnen vor; darunter befand sich ein Schwesternpaar, und Kurt hörte die Namen Laura von Selden und Emma von Selden. Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, das war ja eine Emma v. S. Und noch dazu in einem blaubeblümelten Kleide: es waren Kornblumen, wie er bei näherem Hinblick erkannte. Doch die

blaue Blume des Novalis blühte ja nicht auf den Feldern und war in keinem Handbuch der Botanik zu finden: solche Phantasieblumen mußten durch die landesüblichen Kinder der Flur vertreten werden.

Emma von Selden . . . wenn sie das Mädchen der blauen Blume wäre! Kurt sah die ländliche Schönheit mit forschenden Blicken an. Diese Emma hatte nichts Schwärmerisches, er mußte es sich ungern eingestehen. Sie war so kerngesund, ihre knallrothen Backen zeigten die Einwirkungen von Wind und Wetter, denen sie sich draußen auf dem Lande ausgesetzt. Kräftig war ihre Gestalt; man hätte ihr zugetraut, daß sie Heu machte und Korn mähte wie irgend eine Bäuerin des Dorfes. Sie hatte nichts von feinbeseelter Grazie; und das Derbe und Naturwüchsige ihres Wesens konnte nur gleichgesinnte Gemüther anziehen.

Und doch . . . wie oft ist Aeußeres und Inneres der Menschen in unlöslichem Zwiespalt; die geistige Harmonie in der Mißgestalt, das ätherische Gefühl in dem Wesen, das die Natur zum scheußlichen Klumpen geballt: das waren ja gerade Widersprüche, welche die jungen Romantiker reizten. Konnte nicht eine fein empfindende Seele in diesem robusten Körper wohnen? Kurt gab noch nicht alle Hoffnung auf: er begann ein Gespräch mit der jungen Dame, wobei er sich ohne Scheu als Dichter demaskirte und durch einen schwärmerischen Augenaufschlag einen Begriff von seiner hohen Sendung zu geben suchte. Emma blieb indeß davon

ganz ungerührt — doch konnte das nicht Koketterie, konnte es nicht begründete Scheu sein, sich zu verrathen vor diesen profanen und neugierigen Evastöchtern, die ja immer auf der Lauer waren, solche Geheimnisse zu entdecken? Denn wenn nicht derartiges Korn aufgeschüttet wurde, konnte ihre Mühle ja nicht mahlen.

Als die Damen sich von den Causeusen und Stühlen erhoben, von einer inneren Unruhe beseelt oder von einer dunklen Sehnsucht nach dem Abendessen getrieben, das lange auf sich warten ließ, gab sich Kurt alle Mühe, dies Mädchen mit den blauen Blumen durch ein geschicktes Manöver von den übrigen loszureißen und gleichsam in seine Macht zu bringen. Es gelang ihm auch, das Wild zu stellen. Doch Emma schien sehr unempfindlich für die Auszeichnung, von Kurt eines gesonderten Gesprächs gewürdigt zu werden. War's Heuchelei, so stand's ihr zum Entzücken. Kurt fand auf einmal den Ausdruck ihrer wasserblauen Augen, die ihn so fragend ansahen, nicht ohne Seele, und ihm schien's, als schwebe um ihre Lippen ein verstohlenes Lächeln. Er begann vom Zauber des Landlebens zu sprechen: sie sprach von Milchwirthschaft und Saatkartoffeln, und als er den erfrischenden Hauch der freien Natur rühmte, da versetzte sie:

„Mich wundert nur, daß Sie bei solchen Ansichten hier in der trostlosen Stadt bleiben. Ihnen könnte dieser frische Hauch sehr wohlthun, denn Sie sehen recht blaß und elend aus."

In dieser wenig schmeichelhaften Bemerkung glaubte

Kurt, der noch immer seine Hoffnung nicht aufgeben wollte, einen schalkhaften Zug zu sehen; auch war er damit auf den Pfad des Gesprächs gelangt, der zur blauen Blume führte.

„Wir, die wir so viel träumen und denken, können nicht theilhaben an der Gesundheit der Menschen, welche blindlings drauflosleben. Der Gedanke ist eine Perle, die nur in der kranken Muschel zu finden ist. Wie krank war Novalis, einen wie frühen Tod hat ein so hochbegabter Dichter gefunden!"

Emma hörte zerstreut zu. Ihre Blicke waren nach der Thür des Boudoirs gerichtet, wo ein hünenhafter Vetter stand, von dem sie hoffte, zu Tische geführt zu werden.

„Und entzückt Sie nicht die blaue Blume des Novalis?"

„Ich kenne diesen Gärtner nicht; der unsrige hat mir nie von dieser Blume gesprochen. Doch wenn Sie so für dieselbe begeistert sind, warum vermiß ich sie in Ihrem Knopfloche?" Und mit einer leichten Kopfneigung empfahl sich Emma von Selden, die sich in ihrem riesigen Vetter nicht getäuscht hatte, denn er bot ihr alsbald den Arm, um sich eine anmuthige Tischnachbarin zu sichern.

Kurt war den ganzen Abend verstimmt! Er hatte sich getäuscht, oder sollte doch „die blaue Blume im Knopfloch" . . . war das vielleicht ein vielsagender, verheißungsvoller Wink? Sollte er sich mit diesem Zeichen schmücken, um eines wärmeren Antheils gewürdigt zu werden?

Am nächsten Tage begegnete er Erich, der nach Breslau gekommen war, dem Anscheine nach, um sich, dem Wunsch des Vaters entsprechend, nach jenem verschollenen Strahlheim zu erkundigen, in Wahrheit aber, um bei der bedrängten Lage des Vaterlandes seine Kräfte zum Dienst desselben anzubieten. Doch wie sollte er sich nützlich machen? Gab es militärische Neugestaltungen, in denen er eine entsprechende Stellung finden konnte? Man sprach ja von Freiwilligen, von Milizbataillonen.

„Lieber Freund," sagte Kurt, „da will ich Dich an die Quelle führen. Erst gestern sprach ich mit dem Grafen Pückler. Du kennst ihn ja, den Pückler von Gimmel; er hat alle Hände voll Reformen, die der König selbst gebilligt hat, er wohnt hier im Rautenkranz, ich bringe Dich zu ihm!"

Erich war um so mehr damit einverstanden, als er den Grafen schon früher kennen gelernt hatte und ihn hochschätzte als einen Ehrenmann.

Sie stiegen die enge Stiege des Gasthauses empor und klopften an eine etwas schief in den Angeln hängende Thür an, die sich kreischend öffnete. Das düstere Zimmer zeigte die allerbescheidenste Einrichtung. Der Graf saß, den Kopf auf die Hand gestützt, an einem großen schlichten Holztisch, der mit Papieren und Briefen überdeckt war und wo bald hier bald dort ein großes Siegel sichtbar wurde, welches von der amtlichen Herkunft dieser Actenstücke sprach. Ernst, fast verstört schien das Aussehen des Grafen, als

er aus seinen Träumereien aufblickte und die Eintretenden begrüßte.

„Ich lebe hier im Bivouak," versetzte er, „und kann Ihnen nur diese hölzernen Schemel zum Sitzen anbieten. Doch ich freue mich, daß Sie mich aufsuchen. In dieser trüben Zeit ist unser Heil bei der Jugend; in Ihren feurigen Augen lese ich noch Hoffnung für die Zukunft!"

Er drückte Erich herzlich die Hand, und als dieser ihn um Rath fragte, wie er seine Kräfte am besten der guten Sache widmen könnte, sagte der Graf:

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen . . . werden Sie mein Secretär und Adjutant; helfen Sie mir bei der schönen Aufgabe, die ich mir gestellt! Sie würden im Kriegsdienst jetzt keinen Platz finden. Die Bildung der Landwehrbataillone, die der König vor Beginn des Krieges verordnet, ist leider! in's Stocken gerathen. Und auch hier dachte man nur an ausgediente und pensionirte Offiziere. Auch zur Bildung von Freiwilligen-Bataillonen ist es nicht gekommen. Ich stehe mit allen Commandanten im Briefwechsel, um meine Pläne und des Königs Willen zur Geltung zu bringen: hier wäre mir eine verständnißvolle Hülfe sehr willkommen."

Erich zauderte nicht, in die dargebotene Hand einzuschlagen; der Graf theilte ihm alsbald das Schreiben des Königs an den Provinzialminister mit, in welchem es hieß, daß der Vorschlag des Grafen Pückler, die schlesischen Garnisonen zu verstärken, die ernste und schleunigste Rücksicht

verdiene; er sei ohne Verzug in Ausübung zu bringen und kein Geld dabei zu sparen.

„Die Festungen müssen, es koste was es wolle, bis auf den letzten Mann vertheidigt werden, und ich werde solchem Commandanten, der seine Schuldigkeit nicht beobachtet, den Kopf vor die Füße legen lassen!“

Das war eine energische Cabinetsordre; Erich gab seiner Freude darüber den lebhaftesten Ausdruck, doch der Graf sagte kopfschüttelnd:

„Der Inhalt des Briefes ist zwar allen Militär- und Civilbehörden mitgetheilt; ich soll mich persönlich mit den Commandanten und Militärbehörden verständigen; doch wie kann ich solcher Aufgabe gewachsen sein, wenn man mir mit Ungunst und Widerwillen begegnet! Und was soll man von unseren Behörden erwarten? Graf Hoym hat ja erst vor Kurzem einen Befehl erlassen, nicht ohne die größte Noth und bevor der Feind nicht wirklich in die Provinz eingerückt sei, mit Anschaffung der Naturalien zur Verproviantirung der Festungen vorzugehen; er hat den Einwohnern der Provinz empfohlen, im Falle einer feindlichen Invasion den fremden Truppen mit Bereitwilligkeit entgegenzukommen und soweit es die Kräfte erlauben würden, ihre Forderungen zu befriedigen.“

„Höflicher kann man nicht sein, wenn der Feind im Lande ist,“ versetzte Kurt lachend, „das ist ja wie im Märchen, wo man das Unthier höflich bittet, uns zu verschlingen. Gegen die Landwehrbataillone aber zeigt der

Minister ja die entschiedenste Abneigung; er kann sich nicht von dem Nutzen solcher Aufgebote überzeugen, nur von dem nicht zu übersehenden Schaden derselben und, wie er selbst gesteht, er schaudert, wenn er nur dran denkt. Ich aber bin überzeugt, daß Preußens Zukunft nur durch solche Aufgebote gesichert werden kann."

„Aber die höheren Militärs?" fragte Erich.

„General Linderer denkt eben so; er hat das Schreiben des Königs dahin ausgelegt, daß man nur dann die Festung übergeben solle, wenn man sieht, daß man sich nicht länger, ohne unweise zu sein, halten kann . . . . . was darf man von der Weisheit dieser Commandanten erwarten?"

Erich konnte nicht umhin, die tiefe Mißstimmung begreiflich zu finden, die sich des Grafen bemächtigt hatte; es schien, daß dieser bei der Durchführung jener Maßregeln seine eigene Ehre mitbetheiligt sah. Die Schwermuth, die in seinen Zügen lag, hatte etwas Rührendes; es handelte sich für ihn zugleich um eine Herzens- und Ehrensache. Krampfhaft griff er nach dem einzigen Anker der Rettung für's Vaterland. Des Königs Vertrauen hatte ihn hochgestellt. Fast zur Verzweiflung brachte es ihn, daß er diesem Vertrauen nicht zu entsprechen vermochte, weil man nirgends Ernst machte mit der Ausführung seiner Vorschläge. Auf den Wunsch des Grafen erklärte Erich sich bereit, nach Schweidnitz und Brieg zu fahren, um zu sehen, ob dort genügend pensionirte Offiziere eingetroffen,

die Urlauber einberufen, die Jäger und Forstbeamten bewaffnet worden seien zum Dienste der Festungen. Mit einer Vollmacht des Grafen Pückler ausgestattet, machte sich Erich auf den Weg.

Er machte bei dieser Fahrt nur trostlose Erfahrungen: die altersgrauen Commandanten zuckten die Achseln und zeigten unverhohlen ihre Abneigung, dem Sendling des Grafen über die getroffenen Maßregeln Auskunft zu ertheilen: es fehlte auch nicht an spöttischen Bemerkungen über das geheime Breslauer Militärcabinet. Soviel sah Erich, daß man zwar den Weisungen nachgekommen, aber in einer lässigen Weise und mit vollständigem Unglauben an den Erfolg. Nur wenig Truppen waren in den Festungen eingetroffen: es schien, daß die Beamtenmaschinerie auf dem Lande überall in's Stocken gerathen war. Manchem Commandanten mochte es unweise erscheinen, so viele Besatzung in die Festung aufzunehmen, die sich doch nicht halten konnte. Für ihren Kopf waren die wenigsten besorgt: das war denn doch in Preußen nicht Sitte; man befand sich ja weder am Goldnen Horn noch vor dem Pariser Revolutionstribunal, unseligen Angedenkens, welches mit den besiegten Generalen so kurzen Proceß machte.

Erich kehrte nach mehreren Tagen zurück: er glaubte einen Ausflug nach China gemacht zu haben; er sah im Geiste lauter wackelnde Pagodenhäupter über preußischen Uniformkragen. Nur die stattlichen Thore und Bastionen von Breslau, dieser weit ausgedehnten Oderfeste, gaben

ihm einige Zuversicht wieder. Sein erster Gang war nach dem Rautenkranz . . . er erschrak, als er in's Zimmer trat und den Grafen Pückler erblickte, so bleich war sein Antlitz, so entstellt seine Züge. Die Papiere auf dem Tische waren in wüster Unordnung durcheinander geworfen; ja, der Graf schien damit beschäftigt, sie zu vernichten, wie vom Zerstörungswahnsinn ergriffen. In dem alten wackligen Ofen qualmte ein unheimliches Feuer, das, offenbar mit zerrissenen Actenstücken genährt worden war, und der Rauch schlug in's Zimmer.

„Aber, Graf, was thun Sie?“ fragte Erich erschreckt.

„Ein kleines Autodafé . . . ich verbrenne die Urkunden unserer Schmach . . . eine Asche, aus der keine Flamme mehr schlagen wird . . . nichts als graue Asche . . . wie dies unselige Preußen, der verkohlte und heruntergebrannte Staat des großen Friedrich.“

„Doch was ist geschehen?“

„Immer das Alte . . . doch der Tropfen höhlt den Stein. Ich war auf dem Bureau des Provinzministeriums . . . ich wollte Sr. Excellenz sprechen. Ein langer Geheimer Rath bedauerte . . . ich bestand auf meinem Vorsatze . . . er zuckte die Achseln . . . ich stampfte mit dem Fuße auf. Endlich schlängelte sich der würdige Mann, der mir in aller Eile eine hoffnungslose Anschauung von der politischen Lage entwickelt hatte, durch die Cabinetsthüre und kam dann zurück mit der höflichen Mittheilung: Excellenz seien

zwar pressirt, doch einen Augenblick . . . ich wollte diesen Augenblick benutzen.

„Hoym empfing mich gleich mit heftigen Worten: ‚Sie drängen und drängen . . . wir respectiren des Königs Willen; es ist das Nöthige publicirt worden. Doch wir sind jetzt mit der Armirung der Befestigungen beschäftigt, und das Aufgebot vom Lande trifft spärlich ein. Die herrschaftlichen Förster gehen lieber im Wald spazieren, als daß sie sich hinter Festungsmauern einsperren; es fehlt die Controlle, es fehlt der Zwang, es fehlt Alles. Vortreffliche Pläne, die ja auch Seine Majestät anerkannt haben, vortrefflich auf dem Papier . . . doch in dieser bedrängten Zeit, wo ohnedies Alles den Kopf verloren hat' . . . das sagte mir der oberste Beamte des Königs; ich war starr und wie gelähmt.

„‚Wir thuen unsere Pflicht,' fuhr der Minister fort; ‚aber, im Vertrauen gesagt, wir sind Alle der Ansicht, die auch jüngst der General von Linderer ausgesprochen: daß Alles verloren und vorbei sei und man sich in den Festungen nur gegen einen Handstreich sichern müsse, um eine gute Capitulation zu erreichen.' Das sagt man einem Volke, welches seine höchsten Güter gegen den herannahenden Feind vertheidigen und sich lieber, wie ein in die Hände der Piraten gefallenes Schiff, mit aller Mannschaft in die Luft sprengen soll, als sich in Ketten werfen zu lassen? Meine innere Entrüstung brach sich Bahn; doch was ich in so opferlustiger Liebe zum Vaterland sprach, machte auf den

glatten Hofmann wenig Eindruck; es war ihm nur unbequem, wie ich selbst, wie Alles, was ich sollte, was ich wünschte. ‚Sehr schöne Worte,‘ sagte er, ‚aber sie helfen mir wenig. Die Mannschaften kommen an in den Städten, aber wer bewaffnet sie, wer kleidet sie ein? Die Montirungskammern der offenen Garnisonen sind größtentheils schon in die Hände der Franzosen gefallen. Wir erhalten nur einen wenig wünschenswerthen Zuwachs der Bevölkerung.‘“

„Und so respectirt man des Königs Befehle?“ rief Erich entrüstet.

„Es ist Alles vorbei, nicht weil des Landes Hilfsmittel, des Volkes Wehrkraft erschöpft sind, sondern weil die Würdenträger des Staates, die Führer der Armeen, feige sind und den König verrathen. Erscheint doch Rußland mit seinen Heeren auf dem Plan: doch was hilft es, wenn der ganze preußische Staat mit seinen Festungen und Truppen vorher schon in den Händen des Feindes ist? Ich selbst habe das Vertrauen des Königs, wenn auch unabsichtlich, getäuscht: ich habe meinen Namen preisgegeben für eine verlorene Sache . . . ich bin mitschuldig wie sie Alle . . . ehrlos wie sie Alle.“

Erich suchte den verzweifelten Mann mit dem krankhaft erregten Ehrgefühl zu trösten . . . doch vergeblich.

„Das ist der schlimmste Bettler, der kein Vaterland mehr hat,“ rief der Graf, „und nichts ist trostloser als der Fall aus einer ruhmvollen Vergangenheit in so schmachvolle Zerrüttung. Es ist ein wüster Traum, ein Fast-

nachtsscherz: man hat die Uniformen über Nacht getauscht: so ist aus Roßbach ein Jena geworden; aber diesen Fasching mitzumachen, ist Niemand verpflichtet. Das Schicksal hat sich demaskirt . . . und so hat auch Jeder von uns das Recht, seine Maske abzulegen."

Der Graf blickte mit starrem Blick vor sich hin . . . Schatten des Wahnsinns überflogen seine Züge. Eine Zeitlang schien er ganz in unheimlichen Gedankengängen verloren, von fieberhafter Erregung beherrscht zu sein. Dann stand er rasch gefaßt auf und reichte Erich die Hand:

„Sie fühlen mit mir . . . Sie stehen mir mit Rath und That zur Seite. Hier diese Schreiben an die Commandanten der schlesischen Festungen lege ich in Ihre Hand; hier diese Listen enthalten ein Verzeichniß der Beurlaubten, der Förster, der Jäger, die für Breslau bestimmt sind. Sie haben hier die Controlle . . . Sie werden den Behörden zur Seite stehen. Und nun will ich Sie nicht länger in dieser qualmigen Stube festhalten. Hier diesen Stoß werf' ich noch in's Feuer. Es sind schöne Hoffnungen, darunter Zusagen und Verheißungen der andern . . . zukunftsvolle Gedanken meiner eignen weihevollen Stunden . . . da . . . wie die Flamme sie verzehrt; doch fliehen Sie vor dem beängstigenden Qualm, der sich uns auf die Brust legt. Sie sind jung . . . Sie brauchen nicht zu verzweifeln Leben Sie wohl!"

Erich schied mit einem herzlichen Händedruck von dem

neugewonnenen Freunde, dessen Seelenzustand ihm bange Besorgniß einflößte, und doch, als er die düstere, enge Treppe im Rautenkranz herunterstieg, sagte er sich im Stillen: „Ein Land, dem solche Herzen schlagen, kann nicht verloren sein!" Auf der Straße angekommen, hörte er einen Schuß; er kam aus dem Zimmer des Grafen; bestürzt eilte Erich die Treppe wieder hinauf.

Als er die Thüre öffnete, schlugen ihm dichte Rauchwolken entgegen . . . brandiger Papiergeruch erfüllte das Zimmer. Als sich die Wolken etwas verzogen, da nur noch wenig brennende Aschenschlänglein auf dem Ofenherd zuckten, sah Erich den Grafen auf dem Sopha liegen . . . die Pistole in der Hand. Die edeln düstern Züge waren bleich, das schwermüthige Auge gebrochen.

Erich konnte seiner Bewegung nicht Herr werden; da lag ein edler Mann, der wie ein Römer gestorben, weil er des Vaterlandes Schmach nicht überleben wollte. War das nicht ein Opfertod, der alle Herzen entflammen mußte, wenn die Kunde davon durch's Land sich verbreitete? Doch wer sprach davon in dieser schwülen, herzlosen Zeit, wo Jeder nur an sich selbst und die eigene Noth dachte? Eine flüchtige Notiz in einem Zeitungsblatte, kurz und trocken, die Wahrheit verschleiernd, da sie unwillkommen war: das war die Grabschrift auf dem Denkstein dieses Grafen Friedrich Pückler, der ein Recht hatte, in Preußens Walhalla aufgenommen zu werden.

Einige neugierige und mitleidige Hausgenossen drängten

sich dazu: der Hauswirth, Knecht und Magd; dann kam der Vertreter der Behörde mit seinen Protokollen; und so wie der düstere Qualm des baufälligen Ofens auf der Leiche lag, so legte sich auf das Angedenken des wackern Mannes der düstre Qualm einer ruhmlosen Epoche, welche nichts hatte als Vergessenheit für das edle Wollen und die edle That und nur die Namen der Feiglinge und Verräther an den Pranger des Jahrhunderts schlug.

Viertes Capitel.

Ein Brautfahrt.

Während Erich eifrig beschäftigt war, das Vermächtniß des Grafen Pückler zur Geltung zu bringen und sich bei den Behörden durch sein liebenswürdiges Wesen einzuschmeicheln wußte; während Friedrich jede Pause im Dienst benutzte, um seine Wanda immer mehr aus der böhmischen Urwüchsigkeit in die deutsche Unsterblichkeit zu übersetzen und Kurt nach seiner Emma von S. und der blauen Blume krampfhaft suchte, rückten die Franzosen mit ihren deutschen Hilfstruppen der Hauptstadt Schlesiens immer näher; bald kam die Kunde, daß Glogau gefallen sei und daß Prinz Jérôme aus Westpreußen nach Schlesien rücke, um die Belagerungs-Truppen zu verstärken.

Der König hatte, da die regelmäßigen Behörden ihrer Aufgabe nicht gewachsen schienen, den Fürsten Anhalt von

Pleß zum General-Gouverneur von Schlesien ernannt und alle Commandanten und Generale in der Provinz unter ihn gestellt. Gleichzeitig war des Königs Flügeladjutant, Graf Götzen, nach Schlesien gereist, um den Fürsten in allen seinen Maßnahmen zu unterstützen. Der unermüdlich thätige und für sein Vaterland wahrhaft begeisterte Mann hatte sich nach Breslau begeben, um hier die Vertheidigungsmaßregeln leiten zu helfen. Der Commandant der Stadt hatte Befürchtungen ausgesprochen, daß die Bevölkerung selbst nicht von patriotischem Sinne erfüllt sei und der Vertheidigung Schwierigkeiten bereiten könne. Graf Hoym hatte die Aeltesten der Bürgerschaft, die Vorstände der Kaufmannschaft, Gilden und Gewerke auf's Rathhaus berufen, um über die Stimmung der Breslauer Bürger in's Klare zu kommen.

Es war an diesem Tage, daß Erich und Kurt von den Wällen kamen, wo sie das Zerstörungswerk in Augenschein genommen hatten, welches die drohende Belagerung nöthig gemacht. Das Glacis war rasirt, die schönen Linden- und Kastanienalleen niedergehauen, die sich auf den Wällen und Bastionen befanden, alle die Aussicht hemmenden Baulichkeiten, Bretterzäune, Gartenhäuschen in der Nähe des Glacis wurden niedergerissen.

„Was hilft das Alles?" sagte Erich, „solange die Vorstädte selbst dem Feinde die nöthige Deckung gewähren. Nichts ist grausamer als der Krieg; mit tiefem Mitleid denk' ich an die näherrückende Nothwendigkeit, diese Vor-

städte zu zerstören und den Flammen preiszugeben und damit die armen Bewohner dem doppelten Elend: denn von den eigenen Truppen wird ihr Besitz vernichtet, und sie sind außerdem in den Händen der Feinde.

„Mögen sie sich bei Zeiten flüchten," sagte Kurt, „nur nicht in die Stadt; denn der Magen von Breslau ist schon groß genug und wird in Zeiten der Noth schwer gefüllt werden können."

„Ich muß auf's Rathhaus," versetzte Erich. „Ich habe mich an den Grafen Götzen angeschlossen und ihm die Erbschaft Pücklers anvertraut. Auch das ist ein warmer Patriot, ein Mann der That . . . das sind die wenigen festen Bollwerke Preußens, die treugesinnten, fähigen, begeisterten Männer in einer Zeit, in welcher die stolzesten Festungen schmachvoll in die Hände der Feinde fallen, die Waffenplätze ersten Ranges mit allen Truppen, allem Kriegsmaterial übergeben werden, wie man einem Kinde das Spielzeug übergiebt, nach dem es die Hände ausstreckt. Nun, Breslau wird sich hoffentlich halten: wir werden ja sehen, wie seine Bürger gesinnt sind!"

Kurt zuckte die Achseln.

„Heute sind sie vielleicht bei guter Laune und haben als honette Leute den nöthigen Patriotismus: wenn's ihnen aber morgen an Kopf und Kragen geht, dann wird der moussirende Champagner recht fade werden, und sie werden den Trank in aller Stille in die Winkel gießen. Breslau hat verzweifelt wenig Aehnlichkeit mit Sagunt

es ist eine recht gute Stadt, wenn man sie in Ruhe läßt . ."

„Du scheinst, versetzte Erich ärgerlich," Deinem alten Haß gegen die braven Bürgersleute wieder Gehör zu schenken, blos weil sie nicht auf dem romantischen Phantasus reiten. Ihr seid Alle so genial, daß Ihr einfache Tüchtigkeit gar nicht achtet: Du selbst aber bist mir am zweifelhaftesten mit Deinem patriotischen Gefühl; ich glaube, Du hältst nicht viel davon?"

„Du irrst . . . was wir lieben und pflegen, ist ja der deutsche Geist mit seiner reichen Vergangenheit; niemals soll der Fremdling ihn uns ertödten; aber ich bin kein Soldat; der Kriegslärm greift meine Nerven an und stört mich in meinen Gesichten, in meinem Schaffen. Der Krieg ist roh und barbarisch und feingebildete Naturen gehn ihm am liebsten aus dem Wege. Tritt er aber an uns heran, so machen wir ihm wenigstens keine Reverenzen. Hoffentlich verschont er mein Tusculum; denn diese brutalen Kanonenkugeln haben bei einem Dichter nichts zu suchen."

In diesem Gespräch hatten die Freunde den Ring erreicht, und Kurt nahm Abschied, um sich unter seinen Büchern zu vergraben und über des „Knaben Wunderhorn" die französischen Kriegstrompeten zu vergessen.

Das alte Rathhaus sah heute besonderlich feierlich aus: es hatte sich mit den preußischen Fahnen geschmückt, und die Novembersonne, sonst so trübe und mißmuthig,

hatte heute einen warmen, hellen Schein und ließ die Thürme und Erker, Vorbauten und Treppen und das ganze krause Zierwerk, das sich um den ehrwürdigen Bau schlang, im frohen Schimmer spielen. Erich mußte daran denken, daß in dem großen Saale dieses Rathhauses der zweite Friedrich die Huldigung der schlesischen Stände entgegengenommen und als das Scepter fehlte, das Schwert des tapfern Schwerin als Scepter benutzt. Das Schwert als Scepter der preußischen Könige — sollte es jetzt stumpf und schartig geworden sein? Unerträglich war ihm der Gedanke, daß ein siegreicher Feind es zerbrechen könnte und daß hier, wo in Schlesien der Stern der Hohenzollern glorreich aufgestiegen, in diesem alten Rathhause der Franzose sein Feldlager als Gebieter des Landes aufschlagen sollte.

Es ging lebhaft zu auf dem Ring: von allen Seiten kamen die Aeltesten der Gewerke, denen zum Theil ihre Fahnen vorgetragen wurden. Der Kaufmann Andritzky und der Südfruchthändler Burchardi gingen im eifrigen Gespräch mit einem Aeltesten der Kaufmannschaft. Die Fleischer, Schuhmacher, Essenkehrer kamen ziemlich gleichzeitig auf der Rathhaustreppe an und machten sich den Vortritt streitig, wobei zuletzt die tapfern Männer der Fleischergilde, die den Ochsen bei den Hörnern zu fassen wußten, durch die Energie, mit der ihre kräftigen Fäuste und Arme sich Bahn brachen und ihre breiten Schultern in die eroberte Bresche rückten, den Vorrang erstritten.

Unter den Schneidern war ein vortrefflicher Redner, Bauerle, auf den sich die Zunft verlassen konnte; er wußte die feinsten Gedanken einzufädeln und sein Faden zerriß ihm nicht leicht; er war ein bewegliches, quecksilbernes Männlein und sprang wie ein elastischer Ball von Stufe zu Stufe.

Auch der Sperr-Bau-Kassen- und Laternenrendant Plümicke fehlte nicht. Zwar hatte sich keine Gilde seiner Führung anvertraut; aber er war sehr gewandt mit der Feder, der geläufigste Schreiber von allen städtischen Beamten, gewohnt die Worte im Fluge aufzufangen und festzuhalten und deshalb bei allen außerordentlichen Gelegenheiten beauftragt, das Protokoll zu führen. Seine schön geschnittenen Gänsefedern und sein Tintenfaß trug er stets bei sich, sowie unter'm Arm die Mappe mit Conceptpapier, das trotz seiner grauen Farbe und seiner untergeordneten Qualität mit feinster Werthschätzung seiner verborgenen Vorzüge ausgewählt war; denn die Feder glitt leicht darüber hin, ohne zu stocken und ohne irgendwo mehr Tinte zurückzulassen als die Buchstaben verlangten, um mit ihren Haar- und Grundstrichen deutlich hervorzutreten.

Erich war zum Grafen Götzen getreten, welcher im großen Rathhaussaale die Versammlung leitete. Mit festem männlichem Worte beschwor der tapfere Offizier die Bürger, festzuhalten an ihrer Treue und die Besatzung zu unterstützen in den schweren Tagen der bevorstehenden Belagerung. Der warme Ton der Ansprache machte Ein-

druck auf Alle; Schneider Bauerle ergriff das Wort; er konnte vor Rührung anfangs nicht sprechen: dann aber kam die Kugel in's Rollen, und er gab der guten und festen Gesinnung der Bürger Breslaus begeisterten Ausdruck. In gleichem Sinne sprach, der Pergamentmacher Rieman, der Partekrämer Brun, der Kretschmer Franke: alle waren von tiefer Rührung ergriffen; kräftigen Trotz athmeten dagegen die Worte des Fleischermeisters Knöffel, der von den Franzosen trotz der Schlachten von Jena und Auerstädt gering zu denken den Muth hatte und so das Kraftgefühl der zaghafteren Gilden ermuthigte. Er erhob die Hand zum Schwur, Gut und Blut für den unglücklichen König opfern zu wollen und Alle leisteten einstimmig den Eid mit erhobener Hand und einer aus dem Herzen kommenden Begeisterung.

Dann schlug Graf Götzen die Errichtung einer Bürgerwehr vor, welche die nicht starke Garnison im Wachtdienst und innern Dienst jeder Art unterstützen sollte. Die anwesenden Rathsmitglieder versprachen sogleich die Verordnug auszuarbeiten. Der Graf empfahl ihnen Erich als Rathgeber, der auch versprach, als Offizier in die Bürgerwehr einzutreten. Vorläufig wurde beschlossen, daß diese sich einfinden solle, sobald Generalmarsch geschlagen wurde, und daß beim Generalmarsch alle Häuser nach den Straßen zu erleuchtet sein müßten.

Man trennte sich in gehobener Stimmung: Viele gewannen kriegerischen Muth bei dem Gedanken, daß ihr

Schleppsäbel bald über das Straßenpflaster klirren werde; Andere sahen mit Spannung dem Augenblick entgegen, wo sie ein so ungewohntes, seltsames Ding wie ein Gewehr im Arme tragen würden: der soldatische Ehrgeiz war in der Brust erwacht, und selbst der Schneider Bauerle träumte von hohen Graden in der Bürgerwehr, die ihm bei seiner angesehenen Stellung als Aeltester der Zunft und gefeierter Volksredner nicht ausbleiben konnten. Fleischer Knöffel schien die geheimen Gedanken des Volkstribuns mit Nadel und Scheere zu errathen und sagte, als er an dem zappligen quecksilbernen Männlein vorbeiging, zu einem seiner Zunftgenossen: „Der sieht sich schon im Geiste als Commandeur der ganzen Bürgerwehr; es wird doch Niemand den Unfug begehen und diese Vogelscheuche an einen Säbel schnallen.“

Als Erich durch die Ohlauer Straße heimwärts ging, fand er sie gesperrt durch Fuhrwerk verschiedenster Art, Holz- und Frachtwagen, Equipagen und Kutschen, die alle zum Theil ineinandergefahren waren und einen unlöslichen Knäuel bildeten. Die Einen kamen von außen, die Andern wollten zum Thore hinaus. Doch die Thore wurden jetzt nur einmal jede Stunde auf kurze Zeit geöffnet. Lange Wagenzüge warteten innen und außen. Dazwischen war ein Gedränge von Bewohnern der Vorstadt, die es doch vorgezogen hatten, mit Weib und Kind, mit Hab und Gut in die Stadt zu flüchten und ihre Bündel auf dem Rücken trugen: es war ein Stoßen und Drängen, Schimpfen und Fluchen; die

Kinder schrieen und wichen angstvoll vor den sich bäumenden Pferden zurück; aus den Wagenfenstern blickten kreischend Gouvernanten und ungeduldige Hofmeister, die mit ihren Zöglingen vom Lande zurückgekehrt waren; die Kutscher hieben auf die stampfenden Pferde ein, welche durch dies nachdrückliche Erziehungsmittel immer noch ungeduldiger wurden und die Wagen seitwärts schleuderten. In der ganzen engen Straße stopften sich die Wagenreihen, und nur selten gelang es einem geschickten Wagenlenker, eine Seitenstraße zu gewinnen und sich so aus dem Wirrwarr zu retten.

Als Erich sich den Knäuel hindurchwand, hörte er plötzlich seinen Namen rufen, aus einer gelben, mit Aepfelschimmeln bespannten Karosse, die zwischen einer Holzfuhre und einer eleganten Equipage eingekeilt war. Als er sich umsah, erblickte er im geöffneten Wagenfenster ein allerliebstes Gesichtchen, welches durch ein glückliches Lächeln verklärt wurde. Das war ja Julchen von Zedwitz, die Blumenspenderin in Schloß Berneck . . . doch wie gerieth sie in diesen Tumult? Erich öffnete alsbald den Wagenschlag, half dem jungen Mädchen aus dem Wagen und ebenso der älteren Dame, die sich hinter ihr aus dicken Mänteln und Tüchern herauswickelte und in welcher er alsbald die Mutter seines Freundes Friedrich erkannte. Er gab dem Kutscher Befehl, sobald die Straßen einigermaßen frei geworden, in das Hotel zum Rautenkranz nachzufahren, und führte selbst die Damen dorthin, indem er

die Flut der ringsum sich stauenden Menge mit kräftigen Stößen theilte.

Im Hotelzimmer angekommen, klingelte die alte Matrone sogleich nach dem Kellner und befahl ihm, nach ihrem Sohn Friedrich zu schicken. Inzwischen hatte sich Julchen ihres Vetters mit unermüdlicher Beredsamkeit bemächtigt.

„Du wunderst Dich gewiß, mich hier zu finden, hier in diesem Tumult? Doch die gute Frau von Rosen hat mich eingeladen mitzukommen: wir wollen noch einige Einkäufe machen, ehe die Festung ganz versperrt wird; denn gute Pariser Modeartikel erhält man doch nur in Breslau; in der Provinz giebt's nur verlegene, modrige Waare: auch Colonialwaaren kauft man hier am besten; wir werden mit einigen Zuckerhüten nach Hause zurückkehren, die für den Winter ausreichen. Und dann will Frau von Rosen ihren Sohn noch einmal sehen, ehe die Franzosen einrücken und hier Alles drunter und drüber geht."

Frau von Rosen nickte zustimmeud; im Uebrigen war sie sehr wortkarg, schlug ein feuerflammiges Tuch um die Schultern und rieb sich die Hände.

Es war trotz des Sonnenscheins ein rauher Novembertag, und der ungeheizte Kachelofen machte in seiner mürrisch ablehnenden Haltung einen doppelt unfreundlicheu Eindruck. Offenbar war der alten Dame die Begegnung Julchens mit Erich sehr unangenehm und kreuzte ihre Pläne.

„Die Bäume sind alle bei uns schon entlaubt," fuhr Julchen fort, „und der ganze Park ist vollgeschüttet

mit rothen und gelben Blättern. Draußen auf den Feldern ist's auch trist, und die schüchterne Wintersaat sieht kümmerlich genug aus. Wir haben im großen Saale einen neuen Ofen setzen lassen. Da wird's gemüthlicher werden als früher in kalten Wintertagen. Hoffentlich kommst Du bald zurück; denn der Vater läßt Dir sagen, Du brauchtest jetzt seinen Auftrag nicht zu erledigen; es sei nicht die Zeit dazu; Breslau werde bald belagert werden, und Du solltest Dich nicht mit in der Festung einschließen lassen."

„Ich kann nicht anders, Julchen," versetzte Erich; „ich habe Pflichten übernommen, die mich hier festhalten und die mein Vater gewiß zu würdigen weiß."

„Du garstiger Mensch," sagte Julchen, „man ist doch nicht blos auf der Welt, um Pflichten zu erfüllen. Immer hast Du etwas zu thun, nie bist Du zu haben. Und das ist doch nicht so ängstlich! Du wirst doch einmal Schloßherr und Gutsherr und Gutsbesitzer — und darauf bereitest Du Dich am besten vor —"

„Wenn ich nichts thue, meinst Du?" warf Erich ein, „Du hast noch recht kindliche Begriffe vom Leben!"

„Kindliche Begriffe," versetzte Julchen mit dem Fuße aufstampfend; „ich bin längst kein Kind mehr; Du aber hast die üble Angewohnheit, mich noch immer dafür zu halten."

Frau von Rosen hüstelte und betheiligte sich nicht an dem Gespräche, das ihr keine sonderliche Freude bereitete — sie klingelte dem Kellner, um dasselbe zu unterbrechen.

„Es ist hier zu kalt im Zimmer; kann man nicht unten im Speisesaal essen?"

„Der Saal," versetzte der Kellner," ist von einer großen Gesellschaft mit Beschlag belegt, doch ist nebenan ein kleines Speisezimmer."

„So decken Sie dort," versetzte Frau von Rosen; „und bald! Es ist schon spät und die Essensstunde vorüber."

„Wird Alles auf's beste besorgt werden."

Die alte Dame stellte sich vor den Spiegel mit der unverhohlenen Absicht, Toilette zu machen, und warf dabei auf Erich einige vielsagende Blicke. Dieser griff zu seinem Hute.

„Du willst schon gehen?" fragte Julchen.

„Ich habe dringende Geschäfte, liebes Kind!"

„Und Du kommst nicht mit nach Berneck?"

„Es ist mir unmöglich, sag' es dem Vater, ich schreibe ihm warum."

Julchen nahm eine schmollende Miene an und stellte sich trotzig hinter die kaffeebraunen Gardinen, welche die Fenster des Gastzimmers zur Hälfte verdunkelten; doch als Erich auf sie zutrat, da konnte sie doch nicht umhin, ihm einen warmen Blick zuzuwerfen und ihm herzlich die Hand zu schütteln.

Mit Behagen nestelte sich jetzt die Alte die Haube zurecht. Die Luft war rein, der unbequeme Vetter verschwunden. Sie hatte Julchen ihrem Sohn Friedrich be-

stimmt und sie deshalb nach Breslau mitgenommen, um sie noch einmal mit ihm zusammen zu bringen, ehe der Krieg und die Belagerung der Stadt dies für längere Zeit unmöglich machten. Sie konnte es zwar nicht hindern, daß Erich auf Schloß Berneck viel mit seiner Cousine zusammen war und daß man in der Umgegend schon von einer Verlobung sprach; doch hier in Breslau wenigstens wollte sie diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen.

Es war doch ein heimtückischer Zufall, daß Erich ihnen gleich auf der Straße begegnen mußte.

Der Kellner rief zum Mittagessen!

„Noch keine Nachricht von meinem Sohne?"

„Der Bote ist zurück; er sei ausgegangen, wahrscheinlich im Dienst; man wisse nicht wohin."

Die Stirne der Matrone nahm einige Falten mehr an und der mürrische Zug um ihre Mundwinkel wurde unheimlicher. Soviel schöne Zeit ging verloren . . . ihr herrlicher Friedrich hätte hier so ungestört mit Julchen sprechen können; der garstige Dienst! Soldaten und Offiziere sind doch auch Menschen und sollten wenigstens über Mittag Ruhe haben. Sie war nicht in der besten Laune, als sie mit Julchen in das Speisezimmer hinunterging, welches von dem Eßsaal nur durch eine geschlossene Thüre getrennt war.

Kaum hatten sie sich am Eßtisch niedergelassen und die dampfende Suppe mit Freuden begrüßt, als sich eine

lärmende Gesellschaft im Salon nebenan sehr bemerklich machte. Etwas wie Säbelgerassel . . . kichernde Mädchen- und Frauenstimmen . . . schallendes Gelächter . . . klirrende Gläser . . . es war ein wüstes Durcheinander. Die gefällige Thüre verschwieg nichts von dem, was nebenan vorging. Frau von Rosen fürchtete, Unziemliches zu hören. Sie aß die heiße Suppe mit einer Gefahr drohenden Geschwindigkeit und ermuthigte auch das junge Fräulein, sich mit dem Essen zu beeilen. Doch Julchen wollte sich nicht die Lippen verbrennen; sie blies behaglich in die Suppe, um sie abzukühlen, und der Lärm nebenan schien sie in keiner Weise zu beunruhigen. Man hörte jedes laute Wort, welches da gesprochen wurde: es schien ein Festessen zu sein; denn es wurden verschiedene Toaste ausgebracht. „Heute," rief eine mächtige, wenn auch etwas heisere Baßstimme, die an's Commandiren gewöhnt schien, „heute feiern wir eine Art von Begräbniß, eine Leichenfeier, nur daß unsere Todten sich des schönsten Lebens erfreun. Das Theater ist geschlossen worden; die Kunst geht schlafen, hoffentlich nur auf kurze Zeit: denn an den guten Wällen unserer Festung wird sich unser Feind wohl bald genug den Schädel einrennen. Gleichviel: wir begraben die Musen, aber sie stehen als Grazien auf vom Todtenbette! Das ist ein Tausch, den wir uns gefallen lassen können. Denn eine Muse hat etwas Feierliches und Unnahbares und muß lernen und studiren; eine Grazie aber hat nichts zu thun; sie tanzt höchstens einen Ringelreihen und braucht so wenig

Costümkunde wie möglich. Wir gewinnen bei dem Tausche . . . es leben die Grazien!"

Und die Gläser klirrten.

„Schauspielerinnen," sagte die alte Frau von Rosen in stiller Verzweiflung, sprudelte und hustete; denn der letzte Löffel Suppe hatte mit diesem unwillkürlichen Ausbruche der Entrüstung carambolirt.

„Das ist ein lustiges Völkchen," versetzte Julchen fröhlich, „ich habe viel davon gehört."

„Höre nicht hin," sagte die würdige Begleiterin und rief den Kellner, daß er nur noch ein Gericht vorsetze und rasch. Aus dem Saale tönte etwas herüber . . . und zwar klang's dicht von der Thüre her, was die kundige Matrone alsbald als das Geräusch von wirklich geküßten Küssen erkannte; sie rückte mit dem Stuhle hin und her, um diesen Eindruck für das unschuldige Mädchen möglichst zu verdunkeln; doch Julchen lächelte verschmitzt; sie wußte, was das zu bedeuten hat und daß sich Küsse nicht so leise, wie Falter auf Blumenlippen, auf die Lippen der Sterblichen herniedersenken.

Da ließ sich eine weibliche Stimme hören, mit einer leisen fremdländischen Tonfärbung. „Bomben und Granaten . . . wir können uns nicht herausfordernd den Schnurrbart streichen, aber wir fürchten uns nicht; denn eine feste Burg ist unser Breslau und es wird vertheidigt von tapferen Männern, welche nicht dulden werden, daß uns ein Haar gekrümmt werde, so wenig vom Feind, wie vom Theater-

friseur, der mit seinen Brenneisen jetzt Ferien hat. Wir haben die Herren bisher nur als Kunstfreunde schätzen gelernt, bisweilen auch als Belagerer, welche oft die erste und zweite Parallele gegen uns eröffnet haben . . . ich verstehe mich auf den Krieg, es bleibt immer etwas hängen, wenn man mit Kriegsleuten verkehrt . . . jetzt aber werden sie uns vertheidigen . . . Bomben und Granaten . . . es leben des Königs Offiziere!"

Ein stürmischer Jubel folgte diesen Worten. Die Mutter Rosen vertilgte hastig das aufgetragene Huhn und suchte, soweit es der Kampf mit den Knochen und Knöchelchen erlaubte, den Zusammenhang der kecken Rede durch eine Sittenpredigt zu unterbrechen, in welcher sie Julchen zur Sittsamkeit zu bekehren strebte; es sei unerhört, daß Frauen Toaste ausbrächten in einer Männergesellschaft; sie dürften überhaupt nur dann das große Wort führen, wenn sie mit fremden Frauen und Mädchen zusammen wären, oder mit ihrem Manne, im letzten Falle aber gehörig!

Wieder ertönte nebenan eine Stimme . . . Julchen horchte auf . . . Frau von Rosen ließ Messer und Gabel aus der Hand fallen . . . welche Mutter würde nicht die Stimme ihres Sohnes erkennen? Das war ja das helle angenehme Organ ihres Friedrich . . . er war ihr so nah, aber in welcher Gesellschaft! Hatte sich heute Alles gegen ihre Pläne verschworen? „Komm, Julchen, gehen wir auf unser Zimmer; brechen wir die Tafel ab!"

Julchen, welche dem Huhn des Rautenkranzes grade

eine vielversprechende Seite abgewonnen hatte und damit beschäftigt war, ihren Gewinn zu realisiren, zeigte nicht die geringste Lust, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

„Doch ich möchte zu gern hören, was Friedrich spricht, bitte, bitte, man muß doch auch ruhig Mittag essen können."

Die alte Dame zeigte in ihrer Miene eine verzweifelte Resignation. Julchen war immerhin ihr Gast, auf den sie leider! Rücksicht nehmen mußte. Sie mußte den bitteren Kelch an sich vorübergehen lassen. Da saß sie als die Mutter eines leichtsinnigen Sohnes und die holdselige Braut, die sie ihm ausgesucht, sollte Zeugin sein, wie er in liederlicher Gesellschaft eine Festrede hielt!

„Unsere Wanda," sagte Friedrich, „das Dörnlein der Kunst, das sich bei Zeiten krümmt, ist, wie Sie alle gehört haben, vom Souffleurkasten so unabhängig, daß sie Reden aus dem Stegreif hält, schneidige Reden, die zündend wirken. Ich bin vielleicht Partei; denn ihre Augen haben mir's schon lange angethan, seitdem ich zuerst in einer Baude in sie hineingeblickt, und dann wieder in das Glas Ungar, das vor mir stand: ich wußte nicht, wovon ich damals berauscht wurde. Gleichviel . . . wen hätte sie nicht einmal in Begeisterung versetzt? Und selbst wenn sie auf dem Seile der Kunst einmal einen Fehltritt machte, so fiel sie so graziös herunter, und wir waren stets bereit, das reizende Kind in unsern Armen aufzufangen. Und so sprech' ich im Sinne Aller, wenn ich Sie bitte, das Glas zu erheben: unsere braune Wanda, die Kunstzigeunerin, die jetzt für

einige Zeit auszigeunert hat, sie lebe hoch!" Wiederum Gläserklirren, Hochrufen und die unverkennbare, baar ausgezahlte Belohnung, welche der Redner von der gefeierten Schönheit erhielt.

Julchen lachte herzlich über dies Alles! Daß sie aber so lachen konnte, statt vor Eifersucht außer sich zu gerathen, das machte bei der Matrone das Maaß des Aergers voll. Sie erhob sich zornglühend, faßte das Mädchen bei der Hand, zog es vom Stuhl in die Höhe und nach der Thüre hin. Julchen lächelte dabei in's Schnupftuch, riß sich nochmals los und kehrte zurück, um ein volles Glas Ungar auszutrinken, das sie stehen gelassen hatte. „Die braune Wanda hoch!" rief sie übermüthig. Die Alte stand auf Kohlen; endlich gelangten sie in den Hausflur. Doch o Schrecken! Auch aus dem Speisesaale drängte gerade Alles hervor. Die lustigen Künstlerinnen fuhren in ihre Novembermäntel . . . und ehe Frau von Rosen sich aus dem Tumult herausgearbeitet, stand ihr Sohn vor ihr, an seinem Arm die Kunstzigeunerin, glühend vor Wein und Aufregung. Er war von dieser Begegnung keineswegs angenehm überrascht und wäre in diesem Augenblicke lieber mit einem Bataillon Chevaux-legers handgemein geworden; doch er faßte sich rasch als tapferer Soldat, reichte der Mutter und der fremden jungen Dame galant die Hand, bemächtigte sich aber alsdann wieder des Arms seiner Begleiterin, den er auf einen Augenblick freigegeben!

„Ich freue mich, Dich wohl zu sehen, liebe Mama!

Doch wir haben hier ein kleines Fest gefeiert; ich werde diese Dame nach Hause bringen; dann suche ich Dich auf, allerdings nur auf kurze Zeit, denn ich muß nachher in den Dienst."

Frau von Rosen hatte rasch genug eingesehen, daß ihr Plan für den heutigen Tag gründlich vereitelt war, und daß es besser sei, Friedrich heute außer Schußweite zu haben; sie sagte daher, es thue ihr leid, ihn dann nicht sprechen zu können; sie müsse Einkäufe machen und rasch nach Hause zurückkehren. Ihn selbst empfehle sie dem Schutze der Vorsehung."

Wanda sah mit fragenden Blicken auf die junge Dame, die sie in aller Eile um ihren alabasternen Teint beneidete. Julchen knixte vergnügt und drückte dem jungen Lieutenant herzlich die Hand. Mamachen trennte sich mit einem warmen Abschiedskuß von dem ungerathenen Sohn und begab sich mit Julchen in tiefer Niedergeschlagenheit auf ihr Zimmer.

Ein wenig neuen Muth schöpfte sie, als Julchen plötzlich ausrief:

„Ein stattlicher junger Mann, Ihr Friedrich! Wie köstlich steht ihm der frische Uebermuth! Wie groß und schlank ist er geworden, seitdem ich ihn nicht gesehen! Wilde Burschen sind ja alle diese Herrn Offiziere. Das gehört zum Metier, und ich hoffe, daß Sie sich deshalb keine Sorgen machen."

„Wenn Du so denkst, mein Kind," sagte Frau von

Rosen und begrub den Nachsatz in einem Kuß, den sie dem Mädchen gab; dann machte sie sich mit beruhigtem Herzen auf den Weg, um Kleiderstoffe und Zuckerhüte einzukaufen.

Wieder wie damals vor dem Thor mußte die gelbe Kalesche jetzt Stundenlang warten, ehe sie mit ihren Aepfelschimmeln zum Thorn hinaus konnte. Julchen tröstete die ungeduldige Frau von Rosen mit allerlei munteren Plaudereien, bei denen die braune Wanda eine der alten Dame sehr mißliebige Rolle spielte. Daneben gab sich Julchen noch ihren eigenen Gedanken hin, wobei Vetter Erich natürlich den ersten Platz einnahm; aber auch der schlanke ritterliche Friedrich sah ihm bisweilen über die Schultern, und Julchen lächelte im Stillen über den verlegenen Ausdruck des tapferen Offiziers, als ihn Mama mit der künstlerischen Contrebande überraschte, die an seinem Arme hing.

Fünftes Capitel.

Stürmische Tage.

Eine Woche war seit jener Feier im Rautenkranz vergangen . . und Breslau war eine belagerte Stadt. Keine Thurmuhr tönte, keine Glocke regte sich mehr . . . nur bisweilen rief der Generalmarsch Alles zu den Waffen, und ein unheimlicher Lichterglanz erhellte die Straßen

Nicht zu einem Freudenfest wurden die Häuser beleuchtet; es war ein Kerzenschimmer von einem Katafalk.

Von allen Seiten hatte der Feind die Stadt eingeschlossen, Laufgräben eröffnet, seine Schützen in den ersten Stockwerken der Vorstadthäusern postirt und von dort die Palissaden und die Wälle erfolgreich beschossen. Von den hohen Warten der Stadt, dem Elisabeththurme, sahen die dort stationirten Offiziere immer neue Truppen heranrücken, den eisernen Ring sich ausdehnen diesseits und jenseits der Oder, und auf dem Strome selbst ein Geschwader von Flußschiffen, welches die in Glogau eroberten Geschütze und die dort erbeutete Munition herbeischaffte für die Belagerung der Provinz-Hauptstadt.

Bomben und Granaten, besonders von der Vorstadt St. Nicolai geschleudert, machten schon die Straßen unsicher, trafen einzelne Opfer, durchschlugen die Gewölbe der Spitäler, des Klosters der St Elisabethinerinnen. Doch noch machten sie Pausen, und der Verkehr kam wieder zu Athem.

Unheimlich war's freilich den Männern der Bürgerwehr, mit geschultertem Gewehre auf dem Posten auf- und abzugehen, während nicht allzuweit davon eine Granate zerplatzte und eine Bombe mit Gekrach einen Dachstuhl zerschmetterte. Selbst der Fleischermeister Knöffel, sonst ein beherzter Mann, der an der Hauptwache den Posten hatte, konnte doch ein banges und schmerzliches Gefühl nicht unterdrucken, als nicht weit von ihm ein befreundeter

Kaufmann von einer platzenden Bombe zerschmettert wurde.

Erich ging von Posten zu Posten und inspicirte die Bürgerwehr, sprach den Verzagenden, deren Zahl nicht gering war, Muth zu; aber der Gesang der Todesvögel in den Lüften war keine stimmungsvolle Begleitung solcher Trostreden. Die Angst um das eigene Leben, um Hab und Gut, Weib und Kind war mächtiger als die Vaterlandsliebe, und immer von Neuem wurde durch ungewohnte Vorgänge die Angst der Gemüther entfacht.

So war's in jener Nacht, in welcher auf einmal der Himmel über der Stadt sich in einer Weise erhellte, daß man die Schrift der kleinsten Münze auf der Straße lesen konnte. Dabei rastloser Donner der Wallgeschütze . . . am brandrothen Himmel entschwanden die Sterne in der Gluth, und der Nachtwind wehte einen dichten Qualm über die Dächer, der sich auf die Straßen und Plätze niederschlug.

Erich bestieg den Elisabeththurm, an dem ihn sein Weg vorbeiführte . . . da bot sich seinen Blicken ein großartiges Schauspiel dar. Wie er's vorausgesehen, waren die Nicolai- und die Odervorstadt auf Befehl des Commandanten mit Glühkugeln und Pechkränzen in Brand gesteckt worden, um dem Feind die Deckung unmöglich zu machen, die er in den Vorstadthäusern gefunden.

Ein Feuerring umzog die Stadt im Westen und Norden. Man sah die Flammen von Dach zu Dach

springen, froh der ungebundenen Freiheit . . . die langen Straßenlinien waren in Feuerlinien verwandelt. Der mit Feuer gezeichnete Grundriß sollte bald nur von den Skeletten der Häuser bezeichnet werden. Hier und dort fand die Flamme lustige Nahrung in den aufgespeicherten Vorräthen der Waarenlager. Da erhob sie wie freudetrunken das Haupt, und höher in den Lüften prangte die Krone des Alles verschlingenden Drachens. Mit feurigen Armen aber umfing die Oder die Stadt . . . ihre rollenden Wasser schienen in flüssige Gluth verwandelt zu sein.

Doch das Fernglas des militärischen Thurmwarts enthüllte eine Welt von Schrecken, denn wenn der feurige Schleier sich hob . . . da sah man die Fliehenden mit ihrem händeringenden Jammer, beladen mit dem rasch aufgerafften, oft werthlosen Hab und Gut, da bevölkerten sich mit schwarzen Menschenpunkten die freien Plätze, die Bauplätze und Wiesen, die Kirchhöfe selbst, zwischen deren Leichensteinen die feindlichen Batterien errichtet waren. Kinder wurden auf die Gräber gebettet, weinende Mutter neigten sich über sie! Durch die ausgeglühten Häusergerippe aber funkelten Uniformen, blitzende Waffen. Mit Beute beladen stürzten die feindlichen Soldaten daraus hervor, dann wieder trieben sie gebundene Einwohner mit dem Gewehrkolben vor sich her. Alles stumm — schrecklich stumm! Man hörte nicht den Nothschrei vor dem Donner der Geschütze . . . man sah nur so viel Elend, wie die

zuckende Flamme und der dampfende Qualm erlaubten . . . aber was da begraben lag unter dem stürzenden Gebälk . . was da ergriffen wurde von den erbarmungslosen Flammen . . . was da hinauswankte am Bettelstab in die obdachlose Ferne, das entzog sich dem Blick des Auges, aber nicht dem Blick der Seele, welche soviel verwüstetes Menschengeschick in diesem Flammenbade zu Grunde gehen sah.

Und immer von Neuem flogen die Brandkugeln von der Festung durch die Lüfte: wo noch ein unzerstörtes Viertel mit seinen grauen Häuserquarré's der Vernichtung Trotz bot, da zuckte die Flamme plötzlich empor, mit Jubel begrüßt von den Geschützmannschaften auf den Wällen, die ihrer Treffsicherheit sich freuten.

Und das waren Kinder des Landes, auf welche der Brand geschleudert wurde.

Es war keine kriegerische Stimmung, von welcher Erich dort auf der hohen Thurmwarte erfüllt wurde; nein, es war Mitgefühl mit dem ganzen Weh der Menschheit, jener ahnungslosen Kinder des Volkes, die von Tag zu Tag in friedlicher Arbeit dahinleben, bis der Wetterstrahl, der aus dem Gewölk der höheren Regionen zuckt, plötzlich auf sie herabfährt.

Und das sagte sich Erich: nicht das gehäufte Elend von zehn langen Friedensjahren kommt demjenigen gleich, das eine einzige Kriegsnacht wie diese ausstreut. Die ganze Leidenschronik der Brände und Ueberschwemmungen,

der Unfälle und Verstümmlungen, der Verbrechen an Leben, an Hab und Gut, der Pfandhäuser und Zuchthäuser: sie verlöscht mit verblassenden Buchstaben gegenüber den Feuerzügen, mit denen der Krieg seine erbarmungslosen Gräuel in die Geschichte der Menschheit einträgt.

Und noch andere Schreckensnächte zogen über die Stadt dahin, Nächte, in denen eine Saat von Bomben und Granaten, Kartätschen und Pechkugeln von allen Seiten über sie ausgestreut wurde, ebenso glühende Brandgeschosse: hier und dort loderten Feuersbrünste auf.

Friedrich, der bisher Tag und Nacht auf den Wällen im Dienst gewesen, erhielt auf einige Stunden Urlaub und benutzte diese Zeit, um in dem Hause, wo Wanda bei ihrer Tante wohnte, nach dem geliebten Mädchen zu sehen.

Kaum war er auf der Ohlebrücke angekommen, als er mit Schrecken bemerkte, daß das Haus der Weißwaarenhändlerin in Flammen stand: trotz aller Verrammlungen und Mistlagen vor Thüren und Fenstern war eine Bombe durch's Dach gedrungen, und eine glühende Kugel hatte das ganze Weißwaarenlager in Brand gesteckt. Nicht groß war die Zahl der Löschenden, denn die feindlichen Wurfgeschosse schienen sich grade auf diesen Punkt herabzusenken. Auch in den Nachbarhäusern polterten die Dächer herunter, und der Lärm der Verwüstung, der Sturz der Wände, das Rasseln und Klirren des Hausgeräths, der Hülferuf der Bewohner mahnte nur zu sehr an die hier drohende Gefahr.

Friedrich leitete die Löschmaßregeln, nachdem er sich überzeugt, daß die Bewohner des Hauses noch rechtzeitig geflüchtet waren. Bald tauchte dann Wanda., die seine Stimme gehört, aus dem Nachbarhause hervor, fröstelnd im Nachtgewand; die Weißwaarentante aber lag bei der Nachbarin erschöpft und halb besinnungslos auf einem rasch bereiteten Lager auf der Diele! Der Künstlerin war aller Uebermuth vergangen; vor allen Leuten flüchtete sie sich zitternd in Friedrichs Arme, der diese Boudoirscene auf offener Straße soviel als möglich abzukürzen suchte. Er überließ die Tante ihrem Schicksal und führte Wanda durch ein paar Straßen nach dem Hatzfeldschen Palais, wo er ihr im Keller ein sicheres Unterkommen zu verschaffen hoffte. Dieser Keller war zwar überfüllt; doch Friedrich hatte gute Connexionen bei den Hütern der unterirdischen Räume; es waren Unteroffiziere, die früher bei seiner Compagnie gestanden!

Wie schmiegte sich Wanda ängstlich an den Retter, den ihr der Himmel geschickt! Ihr braunes Gesichtchen lehnte an seiner Brust, und ihre herniederfluthenden schwarzen Haare drohten sich an seinem Degenknopf zu verwickeln. Der brandrothe Himmel, der wie ein Feuerauge zwischen den hohen Dächern herunterblickte . . . der ferne Donner der Geschütze . . . hier und dort eine einschlagende Granate, die einen unwillkommenen Besuch in einem der altersgrauen Häuser machte, deren Hinterfronten auf das schwarze Wasser der Ohle sahen . . . grell aufzuckender Licht- und Flammen-

schein . . . aufwirbelnde Pulverwolken, in welche sich der Staub und Kalk des alten zertrümmerten Gemäuers mischte: das waren seltsame Beleuchtungen und Decorationen für eine nächtliche Liebesscene. Und doch hielt der Offizier ein warmes pulsirendes Leben in seinen Armen; der überall drohende Tod gemahnte um so dringlicher an des Lebens Freuden, und grade als eine wenig wählerische Granate in die schmutzige Fluth der Ohle fuhr, so daß das trübe Gewässer aufspritzte, drückte er einige glühende Küsse auf die Lippen des braunen Mädchens und schloß dieselbe feurig an's Herz.

In den Kellerräumen des alten Palais sah es bunt genug aus: Hoch und Niedrig, Mann und Weib, Mädchen und junge Leute hausten dort in buntem Durcheinander. Jeder Unterschied des Ranges hatte aufgehört. So war's überall in den Kellern der großen Gebäude, der Klöster, in den Krypten der Kirchen; überall die Gleichmacherei des Unglücks, vor dem es kein Ansehen der Person giebt. Die Rücksichten der Etikette hatten aufgehört, ja es war an ihre Stelle eine Rücksichtslosigkeit getreten, die sich nur durch die harte Noth entschuldigen ließ. Einer der ausgedienten Unteroffiziere, die hier die Aufsicht führten, erklärte sich bereit, Wanda sein eigenes Bett in einem Kellerverschlag einzuräumen, das allerdings nur aus einem Strohsack und einer Decke bestand. In dem größeren angrenzenden Raum, durch den der Weg führte, lagen auf sieben Strohsäcken die sieben Grazien aus dem Haushalt des Geheimen

Rath Schencker — sieben Köpfe mit verworrenen Haaren und aufgelösten Zöpfen richteten sich empor, als der Lieutenant mit dröhnendem Schritt vorüberging, an seiner Seite die kleine Wetterhexe, die halberfroren in seinem Arm hing und die beim matten Scheine der am Gewölbe schwankenden Lampe mit ihren Feueraugen wie ein unheimlicher Kobold erschien, der die unterirdischen Räume heimsuchte.

Als Friedrich die Künstlerin in Sicherheit gebracht, bezab er sich wieder auf seinen Posten auf dem Walle in der Nähe des Nikolaithores. Das Bombardement hatte aufgehört; auch die Geschütze auf den Wällen machten eine Pause. Ueber den Ring schreitend, konnte Friedrich beim Scheine des eben aufgegangenen Mondes die Verwüstung sehen, welche die feindlichen Kugeln angerichtet: fast alle Fenster der Gebäude waren zertrümmert, und hier und dort stützten sich die Stockwerke nur noch auf wenig Pfeiler. Auf den Wällen sah man, daß der Feind zum Theil sich zurückgezogen und die Tranchéen verlassen hatte: sollte Fürst von Pleß zum Entsatz der Festung mit den schlesischen Truppen herangerückt sein? In den Vorstadtgebäuden und Räumen der Nikolaivorstadt wurden gar keine feindlichen Mannschaften mehr erblickt; der Gouverneur beschloß daher, wie Friedrich alsbald erfuhr, am nächsten Morgen einen Ausfall zur Zerstörung der feindlichen Belagerungsarbeiten zu machen. Kürassiere, Dragoner und Husaren unter dem schneidigen Lieutenant von Seelenstrang und Infanterie unter Friedrich und dem Lieutenant Detlev

von Lehsten wurden dazu bestimmt; ebenso eine Anzahl Arbeiter mit Schanzzeug und Artilleristen mit Pechkränzen, um noch einige stehengebliebene Vorstadthäuser anzuzünden. Friedrich war heiteren Muthes wie seine Soldaten: denn ein solcher Ausfall war wie ein frischer Hauch in der dumpfen Luft der Belagerung; ein muthiger Angriff gab der Seele und dem Körper neuen Schwung, die bei der ermüdenden Vertheidigung zu erlahmen drohten.

So ging der Zug hinaus zum Nikolaithor, vorbei an den Ruinen der in Brand geschossenen Vorstadt: die Reiterei war mit verhängtem Zügel nach links gejagt, nach dem Pöpelwitzer Felde zu. Die Infanterie wurde, als sie hinter den Trümmern der Vorstadt sich den Laufgräben näherte, plötzlich mit einem Kleingewehrfeuer begrüßt, welches hinlänglich bewies, daß der Feind keineswegs so spurlos vom Erdboden verschwunden sei, wie es der Gouverneur bei der Anordnung dieses Ausfalls angenommen hatte. Das Feuergefecht wurde heftig. Aber nicht alle Truppen hielten Stand. Die Polen des Regiments Thiele ließen ihren Führer im Stich, und Lieutenant von Detlev Lehsten, welcher allein auf einen bayrischen Schützen losstürmte, der in einem der Vorstadthäuser postirt war, wurde von der tödtlichen Kugel getroffen. Friedrich übernahm das Commando: aber der Tod des tapferen Offiziers, die stets wie aus dem Boden herauswachsenden neuen Feinde, hatten die Truppen entmuthigt; feuernd und fechtend zogen sie sich zurück. Die Artilleristen verloren ihre Pechkränze,

welche später von den feindlichen Geschützen der Stadt zugeschleudert wurden. Die Husaren, Dragoner und Kürassiere welche die Tranchéen auf dem rechten Flügel angegriffen hatten, konnten ebenfalls nicht durchdringen: sie mußten die Flucht ergreifen und indem sie von den Seitenwegen in wildem Carrière auf die Hauptstraße gesprengt kamen, überritten sie rücksichtslos die eigene Infanterie, die sich auf derselben zurückzog, und suchten das rettende Thor zu erreichen.

Das war die Heldenthat des säbelrasselnden Lieutenants von Seelenstrang, eines brutalen Vertreters des altpreußischen Junkerthums, welchem die Schlacht bei Jena den Degen zerbrochen, das seine Rolle in der Geschichte ausgespielt hatte. Einige Tage Arrest waren der Lorbeerkranz, der ihm für diese ritterliche That zu Theil wurde. Dann konnte er wieder ungestört in den Kaffeehäusern die Bürger brüskiren und den „Canaillen" androhen, der Gouverneur werde mit Kartätschen unter sie schießen lassen, wenn sie sich noch einmal erdreisteten, über militärische Dinge zu sprechen, von denen sie nichts verständen.

Sechstes Capitel.
Die Musen im Keller.

Langeweile ist im Salon und Bureau, in dem Cursaal und in der Kirche zu Hause, aber auch in einer belagerten Stadt findet sie ein Asyl. Auch die Gefahren und

Schrecknisse ermüden, wenn sie immer wiederkehren. Die platzenden Granaten . . . die zerschmetterten Gliedmaßen . . . die zertrümmerten brennenden Häuser . . es ist ein Tag wie alle Tage . . . man zählt zuletzt die Kugeln, die in die Stadt geschossen werden.

Wo das Zählen anfängt, da hören die Affecte auf. Zählen gilt ja für ein Mittel zum Einschlafen. Verwundete und Todte, Irrsinnige und Pestkranke, Selbstmörder und Verhungerte . . . das wird Alles mit großer Ruhe in der Todtenkammer der Statistik untergebracht.

Langeweile . . . sie mag den Artilleristen nicht plagen, der mit dem Wischer und der Lunte hinter seiner Kanone steht, nicht den Fußsoldaten, der durch die Schießscharten mit dem Feinde tiraillirt, aber die unten in den schützenden Kellern auf Erlösung harren, denen die schläfrige Wanduhr Minute auf Minute vorzählt, fühlen die erdrückende Last der Zeit und seufzen unter diesem Druck.

So erging es auch den sieben Grazien des Geheimen Rath Schencker im Keller des Kammerhauses. Mit ihrer Toilette waren sie immer rasch fertig; sie beschränkte sich auf das Nothwendigste; gekocht wurde von der Unteroffiziersfrau für die ganze Einquartierung, und es war eine mäßige Zerstreuung der wirthschaftlichen Mädchen, nach dem Kochtopfe zu sehen; die Beschäftigung mit Lesen und Handarbeiten war bei der Düsterheit, die in den unterirdischen Räumen herrschte, eine sehr eingeschränkte, und so griffen sie zu verzweifelten Mitteln, um sich die Langeweile zu vertreiben;

sie zankten sich oft mit einem Eifer und einer Unerschrockenheit, daß die Bewohner der benachbarten Kellerräume bei allem Respect vor dem Nachwuchs eines königlichen Geheimraths sich doch zuweilen in's Mittel legen mußten.

Hertha, die unerschrockenste, wagte sich sogar, wenn der Kanonendonner gelegentlich nachgelassen, auf die Straße, um Proviant für die Schwestern zu besorgen: ein Privatgenuß, mit dem die wirthschaftliche Küche nichts zu thun hatte.

Nicht minder fürsorglich war ein guter Freund des Hauses, der Romantiker Kurt, der auch die Pausen des Bombardements benutzte, um in den Kellern des Kammerhauses seinen Besuch abzustatten. Er brachte nicht nur Eßwaaren mit, sondern in der Regel auch eine erfreuliche Nachricht, die sich leider kurze Zeit darauf immer als falsch erwies; bald rückten die Russen von Kalisch aus zum Entsatz von Breslau heran, bald der Fürst von Anhalt-Pleß aus Oberschlesien.

Diese Nachrichten riefen stets eine erhöhte Stimmung hervor; die jungen Damen lächelten hoffnungsvoll, und das kam ja dem Ueberbringer zu gute.

Doch Kurt brachte nicht blos Proviant mit, sondern stets auch ein Manuscript, ein Gedicht, ein Märchen und tapezirte mit bunten Bildern und Gestalten die kahlen Kellerräume aus. Bei der herrschenden Langeweile bot dies immerhin eine wohlthuende Abwechslung; auch verhielt sich Hertha nur dankbar, nicht kritisch; denn im Gefängniß muß

man dem Sänger dankbar sein, der uns erfreut, wenn er auch nicht immer die rechten Töne trifft. Und die Phantasie der jungen Damen wurde oft recht angenehm beschäftigt; denn in Märchen und Gedichten handelte es sich immer um die Liebe, und solch eine Liebe im Märchen richtet sich nicht immer nach der strengen Etikette. Die Elfen und Feen, Nixen und Kobolde, die Bier- und Weingeister hatten etwas Freigeistiges in ihrem ganzen Wesen; Kurt selbst war ein genialer Dichter, für den die Schranken der bürgerlichen Moral nicht bestanden: in Märchen kann ja Alles drunter und drüber gehen, und gerade das machte in der dumpfen, drückenden Enge des Kellers einen befreienden Eindruck.

Kurt fühlte sich so behaglich bei den sieben Grazien, die es an der schuldigen Bewunderung für sein Genie und für sein Vermögen nicht fehlen ließen, daß er bisweilen recht vertraulich zu plaudern begann, besonders in der Dämmerstunde, die im Keller früher als in der Oberwelt hereinbrach. Und so löste sich denn von seinem verschwiegenen Herzen das langbewahrte Geheimniß der blauen Blume los; er hatte den Muth, nach einer Emma von S. zu fragen, und hegte die stille Hoffnung, daß er bei den sieben Mädchen doch auf siebenmalsieben Freundinnen rechnen könne, und daß bei einer so ausgebreiteten Herzensverwandtschaft doch irgend eine Emma von S. mit eine Rolle spielen werde.

Der Eindruck dieser Mittheilung war eine allgemeine Enttäuschung: der Dichter hatte ein Ideal, und wenn das

auch zunächst nur mit einem einzigen Buchstaben ein Schattendasein führte . . . die sieben Mädchen hatten ein Recht, auf diese geheimnißvolle Schöne eifersüchtig zu sein. Wie leicht fanden sich zu dem einen Buchstaben Silben, und dann stand auf einmal ein Wesen von Fleisch und Blut da, in der Hand die blaue Blume, die Herzbezwingerin! Kurt hatte bisher keine der Schenckerschen Töchter ausgezeichnet; deshalb brauchte keine das Spiel für verloren zu geben. Herthas sieghafte Klugheit schien zwar Eindruck auf ihn zu machen, doch bemerkte man bei ihm keinen schwärmerischen Augenaufschlag, wenn er zu ihren scharfgeschnittenen Zügen emporblickte, und das beruhigte die Uebrigen. Eher konnten Iduna und Walpurga einen warmen Blick registriren; doch gleichschwebend erschien die Waage seiner Gunst, und man konnte nicht wissen, wohin das Gewicht fallen werde, das sie herunterneigte.

Jetzt aber . . . eine ganz Fremde, die sich in diesen Kreis drängte, ein Schöngeist, eine Dichterin, noch in den Schleier eines Geheimnisses gehüllt, das er zu lösen trachtete mit einer sein ganzes Herz erfüllenden Sehnsucht.

Lange Zeit herrschte nach der Enthüllung ein tiefes Schweigen; Hertha faßte sich zuerst und sagte mit einem mißmuthigen Zug um ihre Lippen:

„Es wird nicht leicht sein, diese Muse zu entdecken, die jedenfalls verborgen bleiben will. Ich will mein Gedächtniß anstrengen, um Ihnen zu Hülfe zu kommen . . . unter meinen Bekannten wüßte ich keine . . . doch, doch,"

fügte sie mit boshaftem Lächeln hinzu, „das paßt ja, Emma von Selden.“ Die sechs Schwestern kicherten vergnügt und steckten die Köpfe zusammen: Emma von Selden als Dichterin! Hertha hatte dem ungetreuen Poeten eine empfindliche Niederlage beigebracht.

„Ich kenne das Mädchen,“ versetzte Kurt gleichgiltig; „sie hat ja eine stattliche Erscheinung; aber sie hat kein Interesse für Dichten und die blaue Blume —“

„Hält sie jedenfalls für Unkraut,“ sagte Walpurga lachend.

„Ich kenne auch eine Emma von S.,“ versetzte Susanne; „aber diese liest nur Räuberromane und hat einen wahren Abscheu gegen alle schwärmerischen Poeten.“

Es kamen noch mehrere Emma von S. zum Vorschein, darunter auch ein bejahrtes Fräulein, bei welchem die Mädchen mit besonderer Vorliebe verweilten und welches sie schadenfroh als diejenige bezeichneten, die einer solchen poetischen Huldigung am meisten verdächtig war. Kurt lehnte diese Vermuthung entrüstet ab und empfahl sich mit einer gewissen Verdrossenheit. Draußen ging's wieder lebhaft zu, und er war zufrieden, als er glücklich sein nach allen Seiten hin verschanztes Haus und sein Dichterzimmer erreicht hatte, dessen Fenster dicht verstopft waren und das wie ein Erbbegräbniß nur von einer Ampel erleuchtet wurde.

Den unterirdischen Grazien hatte er indeß den willkommensten Gesprächsstoff gegeben und zugleich den Apfel

der Eris in die Unterwelt geworfen; denn über die geheimnißvolle Emma ereiferten sich die Mädchen so, daß sie gegen einander in Zorn geriethen und nun erst klar zu Tage kam, wie sehr sie auf einandereifersüchtig waren.

Da begab es sich, daß Wanda von Friedrich in den benachbarten Verschlag untergebracht worden war; dort unten, wo alle Stände bunt durcheinander campirten, konnten keine gesellschaftlichen Formen und Vorurtheile gewahrt werden. Die Geheimrathstöchter, die sich sonst von der Schauspielerin naserümpfend abgewendet haben würden, kamen täglich mit ihr in Berührung und fanden zuletzt Gefallen an dem kecken Mädchen und den Anecdoten, die es von der lockern Welt der Bühne erzählte. Vater und Mutter, die in einem vornehmeren Verschlage weilten und nur gelegentlich zu den Töchtern herüberkamen, waren von diesem Umgang wenig erbaut; sie bemerkten, daß Iduna und Walpurga sich einen gewissen kecken Ton angeeignet hatten, der etwas an die Welt der Coulissen erinnerte; einer belagerten Stadt passirte so viel Unglück, daß man sich auch in diese Schickung finden mußte.

Wanda ließ es nicht an kleinen Maskenscherzen fehlen, die sie mit den primitivsten Mitteln durchführte: eine Nachthaube genügte ihr, um eine lächerliche alte Jungfer darzustellen und etwas Stroh aus dem an einer Stelle aufgeschnittenen Strohsack, um als irrsinnige Ophelia die beim düstern Lampenlicht nähenden Fräulein Schencker zu erschrecken. Es war erstaunlich, wie viele Gesichter sie

aus ihrem Gesicht machen konnte, und lauter Gesichter, die einander wunderbar unähnlich waren. Sie wäre eine große Künstlerin geworden, wenn sie richtig deutsch hätte sprechen können und wenn sie mehr Herz und Seele besessen hätte.

Bei einer dieser Vorführungen hatte Hertha eine Eingebung, die sie nachher alsbald den Schwestern mittheilte und welche von diesen auf's wärmste aufgenommen wurde. Es galt, Kurt für die Untreue zu bestrafen, die er durch seine Phantasieliebe zur poetischen Emma beging: wie, wenn Wanda sich dazu verstehen würde, eine etwas alberne Emma von S. zu spielen, die sich als Dichterin und Absenderin jenes poetischen Grußes bekennt? Dadurch würde Kurt auf immer von seiner Schwärmerei geheilt werden. Die unsichtbare Nebenbuhlerin würde wie ein Spuk verschwinden und die sieben Fräulein von Fleisch und Blut wieder in ihre unveräußerlichen Rechte treten. Eine Gefahr der Entdeckung war nicht vorhanden; denn die wirkliche Emma würde schwerlich je aus ihrem Dunkel heraustreten.

Wanda wurde in den Plan eingeweiht und war sehr bereit, die kleine Komödie mit dem Dichter zu spielen. Hertha unterrichtete sie über die Bedeutung von Novalis und gab ihr einen ganzen Schatz von Versen und Gedanken aus seinem Roman Heinrich von Ofterdingen mit auf den Weg, Wanda prägte sich bei ihrem vortrefflichen Gedächtniß das Alles rasch und dauernd ein. Nun galt es, unter den er=

schwerenden Umständen dieser Gefangenschaft noch Einiges für den Scherz vorzubereiten.

Excellenz Hoym, welcher Breslau längst verlassen, hatte im großen Saale des Palais eine Art von Wintergarten geschaffen, in welchem es an blauen Blumen nicht fehlte. Der Unteroffizier versprach, einige, sobald es gewünscht würde, zu besorgen, wozu ihm seine Freundschaft mit dem Gärtner behilflich sein würde. So sah man mit Spannung dem nächsten Besuch von Kurt entgegen. Er benutzte dazu einen Nachmittag, an welchem ein französischer Parlamentär in die Stadt gekommen; in dieser Zeit verharrten die Geschütze hüben und drüben im Schweigen. Die Straßen füllten sich mit Menschen, welche aus ihren heimlichen Verstecken an's Tageslicht kamen, um die frische Luft der im Ganzen warmen Decembertage zu athmen.

Kurt fand eine freundliche Stimmung bei seinen Freundinnen im Keller vor, als hätte sich etwas Ungewöhnliches zugetragen, und Hertha zögerte nicht mit der Andeutung, daß ihm eine merkwürdige Ueberraschung bevorstehe.

„Auch Ihnen kann ich eine solche bereiten," sagte Kurt, indem er mit den röthlich schimmernden Augen blinzelte und ein vielsagendes Lächeln auf seine Lippen heftete: „eine Blüthe hat sich im Dunkel meines Schreibgemachs plötzlich erschlossen; es ist über mich gekommen mit visionärer Gewalt; ein unsichtbarer Geist hat mir in die

Feder dictirt. Ich habe den zweiten Act meines Rübezahl in einer schlummerlosen Nacht vollendet."

Die sieben Mädchen suchten die ganze Bedeutung dieser Mittheilung, welche Kurt selbst als ein welterschütterndes Ereigniß zu betrachten schien, zu würdigen, indem sie ihre Verwunderung und Bewunderung in den verschiedenartigsten Ausrufen äußerten. Kurt selbst zog das Manuscript aus der Tasche, gab einige mit vielem Mißmuth aufgenommene Erläuterungen über seine letzten Bergwanderungen, das Schloß des Fürsten Rübezahl und seine reizende Tochter, und begann dann mit erhobener Stimme den Vortrag des Zaubermärchens, selbst gerührt und ergriffen von der eigenen Meisterschaft, die ja das höchste Geschenk der Himmlischen ist. Die jüngste Tochter, der man nicht zumuthen durfte, allen Kühnheiten der Kurt'schen Muse zu folgen, ging, um die blaue Blume für die Nachbarin hinter dem Verschlag zu besorgen.

Kaum hatte der Dichter seinen Vortrag beendet, kaum hatten die Damen ihm ihre warme Anerkennung für dies prachtvolle Werk ausgesprochen, als Wanda plötzlich hinter dem Verschlag hervortrat, und zwar so verwandelt, daß die Schönen kaum ein leises Lächeln unterdrücken konnten. Einige losgelöste Locken stahlen sich über ihre Stirne in holdester Unordnung, während die übrigen Haare eine schlafselige Verwirrung zeigten; um den Mund hatte sie ein etwas albernes, geistesverwirrtes Lächeln, und ihre Züge hatten etwas Verwittertes, das jeden Taufschein Lügen

strafte. Diese Dame konnte jung oder alt sein, man vermochte es nicht zu unterscheiden. In der Hand aber hielt sie eine blaue Blume; ihr Gewand war nicht überall zugenestelt, wo es der Anstand des Salons verlangt hätte, und vom Strohkranz der Ophelia hingen hier und dort noch einige Halme daran.

Sie eilte auf den Dichter zu, drückte ihm die Hand und sagte mit heftiger Begeisterung und mit einer unreifen Kinderstimme, die, wo sie nachdrucksvoll wurde, ihre Töne von den hohen Registern der Fistel borgte:

„Empfangen Sie auch die Huldigung einer unsichtbaren Hörerin — ich bin entzückt von Ihrem Werk; bald hat es ein so weiches Wesen, bald sind aufblitzende Enthusiasmusmomente darin!"

Kurt hörte mit Verwunderung diese Wendungen aus den Werken von Novalis und sah mit ungläubigem Erstaunen die blaue Blume, welche in der Hand der sonderbaren Schönen zittrig hin und her schwankte und die sie bisweilen mit schwärmerischem Augenaufschlag an ihr profanes Näschen hielt.

„Unsere Freundin, Emma von Schlingen," versetzte Hertha mit feierlicher Würde; „es ist uns gelungen . . . Sie wissen . . ."

In Kurt regte sich etwas, wie ein unheimliches Verständniß . . . doch noch immer stiegen rettende Zweifel in ihm auf. Freilich, wer hatte ihm denn gesagt, daß Emma von S. eine junge Schönheit sei? Die Schwärmerei für

die blaue Blume konnte dies unmöglich beweisen; denn man kann für eine Wunderblume schwärmen, ohne selber eine Wunderblume zu sein. Nicht lange durfte übrigens Kurt sich wohlthätigen Zweifeln hingeben. Die falsche Emma, die in ihrem ganzen Wesen etwas Hastiges hatte, gönnte ihm nicht die Muße dazu; sie sagte mit verschämtem Lächeln: „Und wir sprechen uns ja nicht zum ersten Male, wenn wir uns auch zum ersten Male sehen. Ihr entzückendes Gedicht — ich mußte antworten — es wurde mir in die Feder dictirt; es war, als ob aus dem Kelch der blauen Blume ein Blumengeist emporgestiegen, der mich berauschte, der mich bannte! — O, nehmen Sie jetzt als Zeichen geistiger Gemeinschaft, als Zeichen eines Seelenbundes dies duftige Sinnbild hin!"

Und sie reichte ihm die blaue Blume, die zwar in profanen Blumentöpfen erwachsen war, die Kurt aber doch nicht ablehnen konnte. Er faßte sich, um einige artige Dankesworte zu stammeln; dabei unterstützte ihn die Bemerkung, daß die Dame im Grunde nicht so übertrieben häßlich war, sondern nur so „schrecklich romantisch" in ihrer ganzen Erscheinung. Wenn nur das süßlich alberne Lächeln nicht gewesen wäre!

Doch wenigstens über seinen Liebling Novalis konnte er mit ihr sprechen, und sie stand ihm wirklich Rede ... er konnte nicht länger zweifeln, er hatte sein Ideal vor sich.

„O," sagte sie, „seine erste Liebe, die so früh gestorben, mit welchen Farben hat er sie geschildert: ein lieb-

liches Mädchen von ungezierter Natürlichkeit, alles Mädchentrotz und Mädchensprödigkeit! Ich leugne es nicht," setzte sie hinzu, die Augen niederschlagend: „ich fühlte stets etwas Verwandtschaft mit ihr und wollte gern ganz so werden, wie sie gewesen ist."

Kurt billigte den Vorsatz, aber die ungezierte Natürlichkeit dieser Emma war doch mehr als er ruhigen Sinns verwinden konnte.

„Novalis," fuhr Wanda begeistert fort, im Tone dramatischer Effectscenen . . . „das ist ein unergründlicher Poet. Erst wirft er uns danieder, indem er die Natur eine furchtbare Mühle des Todes nennt; dann erhebt er uns wieder zur höchsten Höhe, indem er das Grab wie Staub vor sich herbläst."

Wanda warf, da Kurt grade nachsinnend auf die Erde blickte, einen triumphirenden Seitenblick auf ihre Lehrerin Hertha, den diese mit einem unmerklichen Kopfnicken erwiderte.

Der Novalisschwärmerin schien plötzlich der Faden gerissen zu sein; da half ihr Kurt selbst, indem er vom Reich der Ideale sprach, wo die Wesen, Himmelsrosen auf den Wangen, in's bunte Fabelreich schweben.

„Wo man nur der Wünsche süßes Plaudern hört," fuhr Wanda fort, mit einem vielsagenden Lächeln, welches Kurt, er wußte nicht recht warum, unangenehm berührte. Gleichwohl, fügte er hinzu im Sinne des Meisters, „wo

versenkt in sel'ges Schauen der wolkenlose Himmel im Gemüthe steht."

Nun war Wanda wieder auf der rechten Fährte, als hätte sie ihr Stichwort gefunden, und sie declamirte mit süßer Schwärmerei:

Wo das große Weltgemüth
Ueberall sich regt und blüht,
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt, es sei geschehn,
Kann man von Weitem erst kommen sehn.

Und sie blickte Kurt so kokett ahnungsvoll an, als ob sie bisher nur vom Glück seiner Liebe geträumt hätte, das sie jetzt von Weitem kommen sähe. Sie strich sich die nun wieder herunterhängenden Locken aus dem Gesicht: „Aber ... wie seh' ich aus ... gewiß sehr verträumt," sagte sie zu Kurt. „Lassen Sie mich noch einmal den Duft der blauen Blume einathmen ... ehe wir scheiden."

Dabei beugte sie sich auf das vielsagende Symbol, das Kurt in seiner Rechten hielt, und gewährte ihm den vollen Anblick ihres unfrisirten Kopfes, wo in das tumultuarische Haargewirr sich noch einige freizügige Strohhalme eingenistet hatten. Das vollendete die Enttäuschung des Poeten und er war froh, ohne Unhöflichkeit entkommen zu können, als der Unteroffizier meldete, der Parlamentär habe die Stadt verlassen und das Bombardement werde gleich wieder beginnen.

„Der ist von seinem Ideal geheilt," sagte Hertha

siegsgewiß, „sein Traumbild wird ihm schwerlich noch einmal auf seinen Lebenswegen begegnen und er wird wieder unter den andern staubgeborenen Töchtern der Erde wählen können.“

Wanda lachte von Herzen über ihre glücklich durchgeführte Rolle; sie wurde dafür der Reihe nach von den sieben Grazien abgeküßt und mit dem ganzen Confect belohnt, welchen Kurt neben den geistigen Naschwaaren seines „Rübezahl“ in den Keller gebracht hatte.

Siebentes Capitel.

Verräthereien.

Die Belagerung nahm ihren Fortgang; ein Angriff der Feinde in der Nacht, der Versuch, Breslau durch Sturm zu nehmen, scheiterte daran, daß die in aller Stille an den Graben gebrachte Brücke aus Tonnen und Fässern mit darübergelegten Balken nicht lang genug war und der französische Genieoffizier, der zuerst darüber setzen wollte, in's Wasser fiel. Sein Plätschern und ein unüberlegter Zuruf brachte die Vertheidiger in Allarm. Kartätschenschüsse begrüßten den andrängenden Feind; auch das Feuer von den benachbarten Bastionen wurde wach; der Generalmarsch ertönte, die Belagerer mußten sich zurückziehen. Der Handstreich des Generals Vandamme war mißglückt. Nicht besser erging es freilich dem Entsatz, den Fürst Anhalt von Pleß endlich mit seinen Truppen versuchte:

Der Gouverneur von Breslau unterstützte ihn nicht durch rechtzeitige Ausfälle aus den Thoren; die preußischen Truppen wurden auf allen Punkten zurückgeworfen, die ganze Artillerie fiel in die Hände der Feinde.

Immer heftiger wurde das Bombardement. Die Stadt wurde mit Bomben und Granaten überschüttet; glühende Kugeln fuhren zündend in's Sparrwerk der Häuser; die Bedrängniß wuchs. Nirgends zeigte sich Aussicht auf Hilfe und Rettung.

In dieser ganzen Zeit war Hugo von Strahlheim unablässig bemüht, den Franzosen die Eroberung von Breslau zu erleichtern, indem er den Opfermuth der Bürger und der städtischen Behörden in jeder Weise zu untergraben suchte. Er hatte Nachrichten aus dem französischen Lager über die Stellung der Heere, die fern in Ostpreußen sich schlagfertig gegenüber standen: man wußte nicht, woher er diese Nachrichten hatte; doch man glaubte an ihre Zuverlässigkeit.

In einem Seitenraume des Schweidnitzer Kellers hatte sich der Bürgermeister mit einigen tonangebenden Rathsherren zusammengefunden: das Bier wollte nicht recht munden, die Stimmung war zu gedrückt. Dem einen Rathsherrn waren Häuser in den Vorstädten niedergebrannt; dem anderen hatte eine Bombe den Dachstuhl seines Hauses in der Stadt zerschmettert; andern lagen die Frauen, welche die Gefangenschaft in den Kellern unerträglich fanden, in den Ohren. Hugo, der gewandteste Redner, hatte

die Herren hierher berufen, um ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen; er las ihnen die Eingabe der Kaufmannschaft an den Gouverneur vor, welche bat, dem französischen Parlamentär Gehör zu schenken und die Uebergabe der Festung baldmöglichst zu veranlassen, damit den vielen Leiden der Stadt ein Ende gemacht werde. Ohne Zweifel hatte der schlagfertige Hugo diese Eingabe selbst abgefaßt; jetzt handelte es sich darum, daß die städtischen Behörden derselben ihr Fürwort zu Theil werden lassen sollten!

„Sie dürfen sich, meine Herren," begann Hugo, „nicht der Meinung der angesehensten Bürger dieser Stadt verschließen. Denn die oberste städtische Leitung darf nicht in der Luft schweben; sie muß festen Boden finden in der Bürgerschaft und Fühlung behalten mit der öffentlichen Meinung." Hugo sprach in gebietendem Ton: die städtischen Machthaber ließen sich dies unter dem Drucke der Verhältnisse gefallen; man traute dem Assessor geheimen Einfluß zu; er nahm eine so selbstgewisse Miene an, war über Alles so ausnehmend orientirt, daß die Herren vom Rath glaubten, er halte die Friedenspalme in seiner Hand! Und sie hatten ja keine andere Sehnsucht, als im Schatten derselben ausruhen zu können. „Die Vertheidigung der Stadt," fuhr Hugo fort, „ist aussichtslos. Napoleon ist darüber, erbittert daß ihm' Breslau nicht wie eine reife Frucht in den Schoos fällt. Das ist der schmachvolle Uebermuth des Siegers. Doch man hat ihm den Sieg ja

zu leicht gemacht; immer neue Truppen rücken an, immer neue Batterien werden aufgefahren. Von Entsatz der Stadt ist keine Rede mehr. Der Vandamme draußen versteht sein Handwerk, und auch der junge Prinz Jerome verdient sich seine Sporen mit ritterlichem Muthe. Wir werden uns dem rollenden Rad, welches die ganze preußische Monarchie zermalmt, nur vergeblich in die Speichen werfen: in Ostpreußens Schneegefilden wird das Schicksal derselben entschieden; ob Breslau fällt, wie Magdburg und Stettin, Küstrin und Glogau, ob es tapfer aushält und sich in Schutt und Trümmer schießen läßt: das ist ganz gleichgiltig für jene große Entscheidung. Darum haben die Bürger ein Recht, an sich selbst zu denken und sich dem Vaterlande für bessere Zeiten zu retten."

Die Rathsherren nickten mit dem Kopfe; ein Gemurmel des Beifalls ließ sich an den beiden Tischen vernehmen, an denen sie sich niedergelassen. Da ertönte eine kräftige Stimme vom Eingang der Kellerabtheilung her. „Nimmer wird der Rath unserer Stadt solchen verbrecherischen Aufforderungen Gehör schenken und der Chronik derselben ein Blatt unauslöschlicher Schande einfügen. Noch ist nichts verloren, tapfer wehren sich unsere Truppen auf den Wällen; die Anschläge der Feinde sind bisher zu Schanden geworden. Ein einziger Sieg unserer mit den Russen verbündeten Truppen in Ostpreußen . . . Napoleon ist zum Rückzug genöthigt . . . er muß dann die Armee-

corps an sich ziehen, die hier unsere schlesischen Festungen belagern. Gerade wenn wir Stand halten, werfen wir ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Ereignisse. Das denkt der König auch: darum verlangt er, daß alle Festungen sich bis auf's Aeußerste vertheidigen sollen!" Alle sahen nach der Thüre hin, zum Theil mit scheuen Blicken, denn der Redner hatte eine empfindliche Seite ihres Gewissens berührt.

„Verbrecherische Rathschläge?" rief Hugo zornglühend, „wer wagt es, so die Breslauer Kaufmannschaft und mich selbst zu beleidigen?"

„Ich wage dies, Erich von Berneck, der ich stolz darauf bin, daß unter den Tapfern meiner Bürgerwehr sich keine Verräther finden."

In der That war Erich gekommen, um den Bürgermeister von einigen Unfällen zu berichten, welche die Bürgerwehrwachen betroffen hatten; er hatte die Worte Strahlheims vernommen und war von heftiger Entrüstung ergriffen worden.

Hugo hatte kaum diesen Namen gehört, als sein auflodernder Zorn einem verhaltenen Groll Platz machte . in der Seitentasche seines Rocks knisterte ein Papier, als er daran vorüberstreifte. Er hatte in der That vor wenig Tagen einen Brief erhalten, in welchem jenes Namens in unliebsamer Weise Erwähnung geschah; doch gerade deshalb lenkte er ein; denn er wollte, wo es öffentliche Interessen galt, nicht Privatangelegenheiten mit in's Spiel bringen.

„Der Rath allein wird entscheiden . . . unter dieser Eingabe stehen die Namen der ersten Bürger dieser Stadt . . . ich übergebe sie hiermit dem Bürgermeister und rechne darauf, daß die Wünsche der Kaufmannschaft erfüllt werden und der Rath seine gewichtige Stimme zu Gunsten derselben erhebe.“

Während Hugo dem Bürgermeister die Adresse überreichte, näherte sich Erich dem Stuhl desselben von der andern Seite zu seiner Meldung. Die Beiden maßen sich mit feindseligen Blicken.

„Hugo von Strahlheim . . .“ rief ihm der Assessor mit herausforderndem Tone zu.

Erich war betroffen . . . Strahlheim . . . das war ja der Name des verschollenen Mannes, den er im Auftrage seines Vaters aufsuchen sollte. Gewiß ein Verwandter . . . vielleicht der Vater dieses jungen Mannes, der hier eine so zweideutige Rolle spielte. Erich mußte ihn sprechen, er mußte darüber Auskunft erhalten.

Er wartete an der Kellertreppe. Wenn auch alles Glockengeläute in Breslau verstummt war, die Lümmelglocke im Schweidnitzer Keller ertönte nach wie vor zum Zeichen, daß die Stunde gekommen, wo unten kein Trunk mehr verabreicht wurde, wo die eifrigen Zecher sich nach Hause zu begeben hatten.

Erich wartete nicht lange, da erschien Hugo, aber im eifrigen Gespräche mit einem Manne im Schnürrock, mit einem Kinn- und Knebelbart. Das Gespräch wurde, so

viel Erich merken konnte, in französischer Sprache geführt. Er hoffte, daß die Beiden sich bald trennen würden und folgte ihnen, um dann die gewünschten Erkundigungen einzuziehen.

Der Mond schien hell . . . man mochte unten im Keller vergessen haben, daß man sich in einer belagerten Stadt befand. Der Donner der Kanonen, das Geprassel der einschlagenden Geschosse und hier und dort ein aufzuckender Feuerblitz und ein rother Wiederschein am Himmel, erinnerten hier oben nur zu sehr daran. Die Häuser am Ring sahen leichenhaft aus. Lauter blinde, verstopfte Fenster . . . die Thüren verbarricadirt mit Matratzen, Strohsäcken und Allem, was eine Kugel lähmen kann.

Die beiden Genossen setzten ihren Weg fort durch ein enges Gassengewirr. Erich folgte ihnen . . . er wußte sich noch zurecht zu finden . . . es war das Breslauer Ghetto. In Friedenszeiten hingen an allen diesen Thüren Trödlerwaaren aus oder hinter den Fenstern war alter Kram aufgethürmt. Hier und dort hatte eine Vendita auch merkwürdige Sächelchen, Alterthümer von Werth für den Kenner aufzuweisen. Jetzt waren die Gäßchen still und öde . . . wie in die Steinlabyrinthe eingesprengte Spalten. Es war dunkler geworden . . . den Mond hatte eine Wolke verschlungen . . . aber eine über die Stadt hinfahrende Leuchtkugel erhellte mit flüchtigem Schein die eng aneinander gepreßten Häusermassen.

Bei diesem Schein sah Erich, wie Hugo und sein

Begleiter in einen schmalen Spalt zwischen zwei Häusern einbogen, den man kaum ein Gäßchen nennen konnte . . . mit Mühe konnte sich Hugos etwas corpulenter Genosse hindurchzwängen.

Sollte Erich folgen? Sein dringlicher Wunsch, endlich die Adresse des verschollenen Strahlheim zu erfahren, war's nicht allein, was ihn dazu bestimmte; er hatte, nach dem Auftreten des Assessors im Schweidnitzer Keller, das Gefühl, daß derselbe mit diesem fremden Genossen irgend einen heimlichen Verrath brüte, und hielt es für seine Pflicht, so lang es irgend möglich war, der Spur der Beiden zu folgen.

Es war wieder tief dunkel geworden . . . auch der Schimmer einer Leuchtkugel konnte in diesen Spalt hinein keinen breiten Lichtstreifen werfen; auch die kleine Taschenlaterne, die Hugo hervorgeholt und angezündet, beleuchtete ihm nur die nächsten Schritte und warf nach hinten einen um so tieferen Schatten.

Hugo und sein Gefährte traten seitwärts in die durch keine Thüre geschlossene schmale Oeffnung eines der Häuser. Ein Thürverschluß schien, wie Erich gleich darauf erkannte, überflüssig, denn der Gang, in den man trat, lief zwischen kahlen feuchten Wänden hin, machte dann eine Biegung, aber endete wie eine innere Sackgasse wieder vor einer Mauer.

Hinter der Ecke lauschte Erich, was die Beiden in diesem ausgangslosen Corridor unternehmen würden; er

sah, wie sie sich zur Erde bückten, beim Licht der Laterne den Fußboden untersuchten, dann plötzlich eine Fallthüre in die Höhe schlugen und, wie es schien, auf einer abwärts führenden Treppe verschwanden. Die Thüre schloß sich wieder hinter ihnen.

Das Abenteuer und die Gefahr lockten den Muth des jungen Mannes; er war überzeugt, daß hier unten sich etwas Geheimnißvolles, Lichtscheues vorbereite; doch was auch kommen mochte, der Gefahr zu trotzen war seine Pflicht, auch wenn er nicht abzuwenden vermochte, was die Sicherheit der Stadt bedrohte, auch wenn er sich nutzlos opferte. Doch würde es ihm gelingen, die Fallthüre zu öffnen? Auch er hatte eine kleine Taschenlaterne bei sich, die sich ihm oft beim Bürgerwehrdienst an dunkeln Orten bewährt hatte; er beleuchtete damit den Fußboden, in dem die Fallthüre so kunstvoll eingefügt war, daß man sie nicht zu erkennen vermochte. Vergebens sah sich Erich nach einer Klammer um, durch welche man sie in die Höhe hätte ziehen können; nach langem Suchen entdeckte er eine sich in den dunkeln Verästelungen der Holzdiele leise abzeichnende Knopfform, die anfangs nur ein schwarzer Fleck zu sein schien. Erich versuchte einen leisen Druck; in der That senkte sich der Knopf, die Thüre hob sich und sprang bei verstärktem Drucke in die Höhe.

Eine steinerne Treppe führte hier in den Keller hinunter; auf dem ersten Absatz derselben hing eine ganze Garderobe alter Röcke und Frauenkleider; offenbar hatte

der jüdische Besitzer sein Waarenlager in die Unterwelt geflüchtet. Hier machte die Treppe einen Winkel und Erich konnte die lange Stufenfolge hinab in einen Raum sehen, der zunächst durch zwei räthselhafte Ungethüme verdunkelt wurde, zwischen welchen hindurch aber ein Lichtschein sichtbar wurde. Erich schritt die Stufen vorsichtig hinab und erkannte, daß jene beiden Ungethüme zwei riesige Bierfässer waren, hinter denen sich eine Zechgesellschaft versammelt hatte; denn er hörte ein lebhaftes Stimmengewirr und konnte, näher an die Fässer herantretend, auch die gesprochenen Worte unterscheiden. Zu Statten kam, daß auch hier an allerlei Riegeln und Haken, die zum Theil an den Faßreifen selbst angebracht waren, ein Gewirr von alten Pelzen hing und er sich mit diesem an der Thierwelt vollzogenen Raub einigermaßen vor Späheraugen decken konnte.

Obschon er in seinem Versteck jedes Wort vernahm, hatte er doch die gespannteste Aufmerksamkeit nöthig, um dem Gang der Verhandlungen zu folgen, da dieselben in buntem Wechsel in deutscher, französischer und polnischer Sprache geführt wurden.

„Abraham, alter Sünder, Dein Trank ist heute schal," ließ sich eine kräftige Stimme vernehmen, von ärgerlichem Säbelrasseln begleitet.

„Wird noch schaler werden," versetzte der Jude, wenn's nicht bald ein Ende nimmt mit dieser schrecklichen

Belagerung. Taufen uns droben mit Feuer . . . da müssen wir hier unten mit Wasser taufen."

„Was spricht der Jud, von der Taufe?" rief eine andere Stimme in gebrochenem Deutsch; „gutes Bier geben, oder wir fuchteln ihn durch."

Säbel rasselten . . . ein lautes Gelächter ertönte . . . und im Lichtschein zwischen den beiden Fässern hindurch hindurch sah Erich das gespenstige Bild des langbärtigen, skelettartigen Abraham, der mit abwehrenden Händen wie ein geängstigter Schatten vorüberhuschte.

„Zur Sache, Messieurs," tönte eine gebietende Stimme. Es wurde stiller, hier und dort ein klappernder Deckel . . . ein klirrender Säbel.

Jetzt unterschied Erich deutlich die Stimme des Assessors Strahlheim. Er sprach deutsch. Doch Satz für Satz wurde seine Rede von einem Dolmetsch in's Polnische übersetzt:

„Hier mein Freund bringt genaue Kundschaft, wie es draußen aussieht. Im obern Schlesien stehn alle Eure Landsleute in Waffen . . . im Posenschen herrscht Aufstand die ganze Weichsel hinab. Der Verkehr zwischen Schlesien und dem preußischen Hauptheere ist gänzlich unterbrochen; nur hier in Breslau sollt Ihr den Feind sehn in dem Befreier und ihn mit Euren Kugeln grüßen? Unerhörte Zumuthung! Der weiße Adler wird wieder seinen Königsflug nehmen über das zerrissene Land . . . die Legionen des großen Kaisers bürgen Euch dafür!"

Den vom Dolmetsch übertragenen Worten folgte stürmische Zustimmung.

„Und Ihr, die Ihr vielleicht zögert, untreu zu werden Eurem Fahneneid, obschon das auferstehende Vaterland den Eid mit der Fahne in den Staub tritt . . . was erreicht Ihr damit? Kann Breslau sich halten? Nichts als thörichtes Blutvergießen, unnütze Zerstörung von Hab' und Gut! So denken schon die besten Bürger selbst und Ihr wolltet sie schützen gegen ihren Willen? Ich bin dieses Landes Sohn; gerade deshalb fall' ich dem Dämon der Vernichtung in die Arme, um seinen furchtbaren Lauf zu hemmen, so lang' es noch Zeit ist. Und was ich hier sage, das denken sie Alle . . . vom Gouverneur dieser Stadt herab bis zum letzten Trainsoldaten . . . wir wollen aber nicht denken, sondern handeln!"

Ein polnischer Sergeant antwortete, nachdem der Beifallssturm verrauscht war, welcher auf Hugos Worte folgte, in einer längeren Rede, welche für Erich unverständlich blieb. Dann ergriff wieder Hugo das Wort.

„Ihr vom Regiment Thielo . . . seid Ihr nicht die Mehrheit? Ihr Dragoner und Kürassiere . . . auf den Triften Eurer Polendörfer habt Ihr reiten lernen, ehe Ihr in Reih und Glied die gestriegelten Pferdeköpfe auf preußischen Paraden zur Schau stelltet! Für Polen hat die Stunde der Befreiung geschlagen . . . hunderte von Euch haben sich schon durch die Thore oder über die Gräben hinweg in's französische Lager geflüchtet; doch Ihr müßt muthiger

zusammenwirken. Wo Ihr auf Posten steht, öffnet die Ausfallthore und Pallissadentambours, laßt sie dann offen stehn, damit die Franzosen einrücken können. Zunächst am Nicolaithor . . . wer hat dort die Wache?"

Jetzt hörte Erich den verworrenen Lärm stürmischer Berathung . . . polnische Namen tönten durcheinander, man schien sich über Zeit und Stunde zu einigen.

Der wachthabende Sergeant versprach, den Offizier unschädlich zu machen.

„Vorher laßt meinen Freund durch's Thor," versetzte Hugo," damit er den Franzosen Nachricht geben kann."

„Vive la Pologne," rief Hugos Begleiter und die polnischen Unteroffiziere, die hier versammelt waren, stimmten jubelnd ein.

Vom tiefsten Unwillen ergriffen über den Landesverrath des schlesischen Assessors, wäre Erich am liebsten aus seinem Versteck hervorgetreten, um dem Verräther die niederschmetternde Anklage in's Gesicht zu schleudern und die Andern an ihre Pflicht zu mahnen; doch er sah ein, daß dies eine That des Wahnsinns gewesen wäre, daß er sich beeilen müsse, die militärischen Behörden von dem gefährlichen Complott in Kenntniß zu setzen.

Er wickelte sich aus den Pelzen los und flog die Stufen der Treppe hinauf. Doch noch hatte er nicht den ersten Absatz erreicht, als ihm etwas entgegen kam, im grauen Gewand wie eine riesige Pelzmotte. Ein lauter Aufschrei . . . er schleuderte die Gestalt bei Seite . . . ein

zweiter Schrei, von dem die Gewölbe widerhallten ... er fühlte seine Füße krampfhaft umklammert und konnte nicht fort, ohne die Gestalt die Stufen hinauf zu schleifen. Inzwischen aber kamen bereits mehrere Sergeanten hervorgestürzt. Erich sah sich umringt und von geschwungenen Säbeln bedroht, ehe er noch die Fallthür erreichen konnte. Abraham kam verzweifelt herbeigestürzt und hob seine Frau Rebecca von den Stufen auf: denn diese war aus einer von der Garderobe verhängten Seitenthüre des Treppenabsatzes hervorgetreten und so mit dem forteilenden Erich in unliebsamer Weise zusammengetroffen. Obschon sie sich auf den Stufen blutig geschlagen, ließ sie sich nicht die Zeit, ihre Wunde zu waschen und zu verbinden, wie ihr der besorgte Abraham anrieth; sie schrie und zeterte und wollte zugegen sein, wenn der freche Eindringling die verdiente Strafe erhielt.

Vergebens hatte sich Erich zur Wehr gesetzt, er mußte sich der Uebermacht ergeben. Man band ihm die Hände auf den Rücken fest, und führte ihn unten vor den Tisch, wo Hugo von Strahlheim mit zwei Dragonerwachtmeistern saß.

„Es thut mir leid, Herr von Berneck," sagte Hugo höhnisch, „daß Ihr patriotischer Eifer Sie in diese unangenehme Lage gebracht hat. Meistens macht man mit Spionen kurzen Prozeß, und Sie haben doch nichts Anderes gethan, als ein feindliches Lager ausspionirt."

„Ich befinde mich hier unter preußischen Unteroffizieren

und Soldaten . . . und Sie, der Sie hier eine so traurige Rolle spielen, sind doch ein Landsmann von mir und standen bis vor Kurzem in unseres Königs Diensten."

„Mag sein," versetzte Hugo, „die Zeiten ändern sich; doch Sie werden selbst kaum so kindlich denken, daß Sie vermuthen sollten, wir werden einen Ankläger, dessen Klage uns an Kopf und Kragen geht, auf freien Fuß setzen."

Der eine Wachtmeister zog seinen Säbel und machte eine bezeichnende Bewegung; auch der andere strich sich seinen Schnurbart und sah wuthfunkelnd auf sein Opfer. Sie warfen dem Juden fragende Blicke zu, ob er vielleicht einen unergründlichen Winkel habe, wo man die Ueberreste eines Gerichteten verscharren könne.

„Kopf ab! Kopf ab," schrie das wüthende Weib, der das Blut von der Stirne herunterrieselte; die graue Kapuze hatte sie abgestreift; zwei funkelnde Katzenaugen sahen unter den buschigen Brauen hervor.

„Ruhig, Freunde," rief Hugo," so lange die Stadt Breslau nicht in die Hände der Franzosen gefallen ist, dürfen Sie diesen Keller nicht verlassen. Sie sind hier unser Gefangener. Abraham wird in diesem unterirdischen Bienenstock gewiß eine Zelle für Sie frei haben."

Abraham stand nachsinnend da; doch Rebecca stieß ihn leise an mit vielsagendem Blicke. Da war ja eine Art von Oubliette, welche für die Aufbewahrung der Garderobe zu mordig erschien. Auf einer Steigeleiter gings hinunter, man zog die Leiter ab; klappte die Fallthür zu — und

der Gefangene war sicher aufgehoben. Das kleine Luftloch rechts oben nach dem Hofe zu war ganz ungefährlich . . . Trank und Speise, so viel wie nöthig, konnte man durch die Fallthüre herunterlassen in einem Körbchen an langer Stange. Flüsternd verständigten sich die beiden Ehegatten . . . und Abraham trug dem Kriegsgerichte das Resultat der Berathung vor.

„Es thut mir leid, Herr von Berneck," sagte Hugo, „daß man Ihnen hier unten nur ein sehr trostloses Quartier zurechtmachen kann . . . doch Sie haben's selbst verschuldet. Ich gebe Ihnen mein Wort als Cavalier, daß ich Sie dort unten nicht länger lassen werde, als unumgänglich nöthig ist. Sobald diese Herren hier gesichert sind, nicht als Deserteure ihren Namen am Galgen zu lesen oder niedergeschossen zu werden als Verräther, sobald die Franzosen hier gebieten, werde ich Sie aus Ihrer Haft befreien . . . und aus der Stadt escortiren lassen. Bis dahin . . ." sagte Hugo nähertretend mit leiser Stimme, „mögen Sie von der schönen Dame oben auf den Bergen träumen, nach deren Millionen Sie so eifrig trachten. Man hat mir davon berichtet, nun: durch Nacht zum Licht!"

Erich konnte sich nicht zur Wehr setzen: die Unteroffiziere schleppten ihn fort. Durch einen schmalen Seitengang ging's zur Fallthüre, welche Abraham bereits geöffnet, und auf einer Leiter zogen sie Erich herab in die enge Gefangenenzelle. Die Thüre schloß sich über ihm.

„Es ist eine That der Nothwehr," sagte Hugo zu den Zurückkehrenden, und sich zu Abraham wendend, fügte er hinzu: „Von jeder Grausamkeit und unnöthigen Plackerei halte Dich frei, Jude! Verpflege den Gefangenen gut; französisch Geld wird's bezahlen."

Rebecca nahm eine ingrimmige Miene an, wie eine Tigerin, welcher man den Raub entrissen, den sie schon in den Krallen hatte. Abraham machte eine begütigende Bewegung. Doch Hugo rief ihnen zu:

„Es giebt Gesetze, Juden . . . wenn er ein Recht hat, sich zu beklagen, verfallt Ihr gesetzlicher Ahndung. Ueberhaupt . . . macht ein besseres Gelaß zurecht . . . ich werde morgen kommen und nachsehen. Ich hoffe, er bleibt Gefangener auf Ehrenwort!"

Nun begann wieder die Berathung . . . man verständigte sich über die Stunde der nächsten Nacht, wo polnische Compagnien die Wache am Nicolaithore haben würden. Die Unteroffiziere stahlen sich dann einzeln fort auf ihre Posten . . . es waren Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, daß ihre Kameraden den Offizieren der Ronde Rede standen.

Achtes Capitel.

Breslaus Fall.

Hugo hatte Wort gehalten. Erich war in ein bequemeres Gelaß gebracht worden und hatte sein Wort ge-

geben, nicht selbst die Freiheit zu suchen. Nicht über den Zwang, den die Nothwendigkeit gebot, wollte er hinausgehn, so sehr er Erich als Nebenbuhler haßte, denn seine Gönnerin in den Bergen, Heloisens französische Gesellschafterin, hatte ihm vertraulich berichtet von dem Eindruck, den der junge Berneck auf die Freundin gemacht und vor diesem Eindringling gewarnt, der seinen Bewerbungen vor Allem im Wege stand. Doch trotzdem fühlte sich Hugo zu sehr als schlesischer Edelmann, um seinen Standesgenossen durch einen Juden mißhandeln zu lassen.

Der geplante Verrath aber sollte nicht gelingen. Die Deserteure aus der Festung zählten nach vielen Hunderten, aber in jener Nacht zum ersten Male ging eine ganze größere Wache, die das Nicolaithor und die Palissadentambours offen ließ, zum Feinde über; doch der vorausgeschickte Bote, der Pole, mit welchem Hugo in des Juden Keller gekommen und der die Feinde unterrichten sollte, daß ihnen jetzt der Zutritt offen stand, war von einer Kugel verwundet worden und hatte nicht das Lager der hier stehenden Bayern erreicht. Als aber die desertirende Wache selbst dort eintraf und die Bayern sich anschickten, durch das Thor in die Stadt zu dringen, da war es zu spät; Alles war wieder verschlossen und besetzt. Durch eine Patrouille war der Ausmarsch der Wache entdeckt, der commandirende Offizier, den die Meuterer in der Wachtstube eingeschlossen hatten, befreit worden. Zunächst

schloß die benachbarte Bürgerwehr Thor und Palissaden, bis die militärische Ablösung anrückte.

Das von Hugo abgefaßte Gesuch der Kaufmannschaft um Capitulation hatte die Empfehlung des Rathes erlangt und war dem Gouverneur überreicht worden. Französische Parlamentäre weilten in der Stadt; das geängstigte Breslau konnte in dieser Zeit etwas Luft schöpfen. Im Hatzfeld'schen Palais fanden die Verhandlungen statt zwischen Militär- und Civilbehörden. Die Abgesandten Vandammes warteten auf Antwort; der Gouverneur selbst war geneigt, die Festung zu übergeben; die Civilbehörden enthielten sich jeder Meinung; doch im eigenen Kriegsrath stieß er auf lebhaften Widerspruch. Gleichzeitig hatte sich draußen auf der Albrechtstraße eine große Menschenmenge versammelt, meistens aus den kleinen Bürgern und Gewerbtreibenden bestehend, welche stürmisch gegen jede Capitulation protestirte. Abgesandte derselben drangen bis zum Gouverneur und verkündeten laut die Gesinnung der königstreuen Bevölkerung, die trotz aller Leiden ausharren wolle in der bedrängten, aber nicht eroberten Festung.

Stunden auf Stunden vergingen . . . immer dichter wurde die Menschenmenge . . . da fuhren zwei Equipagen vor . . die französischen Offiziere traten aus dem Portal des Palais und stiegen, von preußischen begleitet, in die Wagen. Dumpfes Schweigen der Menge . . . waren die Würfel gefallen und die Oderstadt in die Gewalt der Feinde gegeben?

Der Sperr-Bau-Kassen- und Laternenrendant sprach

diese Befürchtung mit patriotischem Unwillen aus, obschon er in seinem Herzen ein gewisses Behagen nicht unterdrücken konnte, daß nun endlich die langersehnte Ruhe eintreten werde. Auch die sieben Grazien, welche diese ruhigen Stunden benutzten, um auf der Straße frische Luft zu schöpfen, hatten eine solche Kunde zwar mit niedergeschlagenen Mienen, aber mit warmem Jubel im Herzen begrüßt; denn sie waren des einförmigen Lebens in den düstern Kellerräumen herzlich satt. Auch Kurt hatte sich auf der Straße zu ihnen gesellt, drunten aber sie schon lange nicht mehr besucht; denn der Duft der blauen Blume hatte jeden Reiz für ihn verloren. Er machte kein Hehl daraus, daß das Bombardement ihn zu ermüden anfing, und wenn die Franzosen nicht mehr Abwechslung in ihr Belagerungsprogramm brächten, so wäre es für einen Mann von Geist nicht mehr länger auszuhalten. Ein Sturmversuch . . . das wäre wenigstens etwas Neues . . . da würde Kampf und Leben in dieses langweilige Epos kommen, in diese Breslauer Iliade; jetzt aber erinnere ihn das ganze Kriegsspiel an Knaben, die sich mit Steinen Tag für Tag Löcher in die Köpfe werfen.

Da trat ein Offizier aus dem Palais und rief mit lauter Stimme: „Keine Capitulation! Es lebe der König!“ . . . und diese Losung pflanzte sich fort durch die brausende Menge; man schwenkte die Hüte, umarmte und küßte sich . . . und die Zaghaften suchten Muth zu schöpfen in der allgemeinen Begeisterung.

Bald suchten Alle wieder ihre Wohnung auf; denn man war darauf gefaßt, daß das Bombardement von Neuem beginnen werde. Und in der That war General Vandamme, der schon Hoffnungen auf die Capitulation gesetzt, da der Gouverneur sich für dieselbe zu erklären schien, auf's Höchste erbittert über die ihm bereitete Enttäuschung, ließ neue Geschützparks auffahren, die Batterien verstärken, und bald wurde von Neuem Tag und Nacht die Stadt mit einem Kugelregen überschüttet.

Noch war das verhängnißvolle Jahr 1806 nicht zu Ende gegangen, als noch einmal vom Fürsten Pleß ein Versuch zum Entsatz der Festung gemacht wurde.

Es war an einem nebligen Morgen, als Friedrich vom Walle aus eine Bewegung in den feindlichen Tranchéen bemerkte, und Kleingewehrfeuer und Kanonendonner sich in der Ferne vernehmen ließ. Er sprengte sogleich auf das Gouvernement, mit der Nachricht von diesen Vorgängen, und in der Hoffnung, daß ein Ausfall aus der Festung den Entsatztruppen zu Hilfe kommen werde. Doch die Generale erklärten, daß es sich nur um ein Scheinmanöver handle, um dadurch die Garnison in eine Falle zu locken. Friedrich vertrat mit Eifer die entgegengesetzte Ansicht . . . auch ließen die fortgesetzten Beobachtungen an dem wachsenden Ernst des Kampfes nicht zweifeln, in den die Belagerungstruppen verwickelt waren: doch der Gouverneur schwankte, ob er die schwache Garnison durch einen Ausfall noch mehr schwächen sollte; wohl rückte

Cavallerie vom Bürgerwerder nach dem Ohlauer-Thor; Rossegestampf, daneben marschirende Truppen und rasselnde Kanonen kündeten der Bürgerschaft an, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe; doch bald kam die Kunde, daß sich der Lärm des Gefechtes immer mehr in die Ferne zurückziehe, während das Feuer aus den Tranchéen mit ungeschwächter Kraft fortgesetzt wurde. Es war daher zweifellos, wie sich auch später bestätigte, daß der Angriff des Fürsten Pleß zurückgeworfen worden und daß dieser um so mehr, da er keine Unterstützung Seitens der Besatzung fand, den Rückzug angetreten.

Und nun lag das unheilvolle Jahr 1806 im Sterben, in einer schrecklichen Sylvesternacht. Die einundzwanzigpfündigen Kanonenkugeln schmetterten an die Thürme; die beiden Magdalenenthürme leuchteten bis hoch hinauf zu der jetzt lange verstummten Unglücksglocke, die dem jungen Gesellen das Leben gekostet hatte und dem Meister nicht minder, im Widerschein eines großen Brandes, der in ihrer Nähe aufgeflammt war. Ein mächtiger Orkan hatte sich erhoben, die Wetterhähne knarrten; die zerschossenen Dächer und wankenden Gebäude brachen zusammen unter seiner Wucht; in die fensterlosen Höhlungen griff er hinein und packte die Mauern, und wo noch Fenster waren, stürzten sie klirrend zusammen.

Es war ein Weltuntergang . . . so mußte das Jahr sterben, welches Preußen unter stürzenden Ruinen begraben hatte.

Doch das Schlimmste war: der Orkan kam mit eisigem Hauch und verscheuchte die feuchtwarmen Nebel, welche bisher der regengraue December oft genug über die Stadt gebreitet hatte. Die Gräben froren zu, die Belagerten mußten zur Hacke greifen, um sie aufzueisen; doch man war überzeugt, der Feind werde die Brücken, die der Nordwind ihm gebaut, alsbald zum Angriff auf die Stadt benutzen.

So begannen die Verhandlungen von Neuem, und nur wenige Tage des neuen Jahres waren vorübergegangen, als Schlesiens Hauptstadt capitulirte und sich in die Gewalt der Franzosen gab.

Die Thurmuhr begann zum ersten Male wieder zu schlagen, und eine bunte, zum Theil festlich geputzte Menge drängte sich in den Straßen, um das Werk der langen Zerstörung mit Muße zu betrachten. Die Garnison, mit Ausnahme der Offiziere, war kriegsgefangen; das erfüllte aber die Soldaten mit grenzenloser Erbitterung. Hugo hatte Wort gehalten. Kaum waren die Thore von den bayerischen Soldaten besetzt, als er in den Keller des Juden kam und Erich seine Freilassung verkündete; nur mußte dieser versprechen, Breslau sogleich zu verlassen. Erich war dazu gern bereit; was sollte er in einer von dem Feinde besetzten Stadt machen?

Als er auf den Barbarakirchhof kam, bot sich seinen Blicken ein Schauspiel zügellosen Treibens dar; trunkene Soldaten zerbrachen ihre Gewehre unter Flüchen auf die

Offiziere, die sich selbst in Sicherheit gebracht. Wagen wurden zertrümmert, und nun begann ein allgemeiner Jahrmarkt. Deichsel, Räder, Stränge, Sättel, Eisenwerk, Alles wurde an den Meistbietenden verkauft. Da sah Erich Dragoner, die ihre Pferde und Pistolen, Infanteristen, die ihre Uniformen ausboten. Die Befehle der Offiziere blieben fruchtlos. Hier und dort wurde einer der rasendsten Zerstörer auf die Wache geschleppt; doch die andern fuhren in ihrem Unfug fort. Auf dem Burgfeld stürmte der Pöbel die königlichen Magazine und konnte erst durch scharf einhauende Cavalleriepatrouillen zu Paaren getrieben werden.

Diese Bilder der Unruhe und des Zusammenbruchs nahm Erich hinweg aus der preisgegebenen Hauptstadt der heimatlichen Provinz. Tiefer Schmerz erfüllte ihn . . . war das nicht finis Borussiae?

Der Geist des großen Friedrich war verhüllt im Dunkel verschwunden; bald sollte der leichtblütige Franzosenprinz in Breslau seinen Einzug halten.

Doch weder Schwert noch Feder vermochten das Vaterland auszustreichen in dem Herzen einer treugesinnten Jugend, die an den Stern des großen Königs glaubte. Dem Kampf gegen den Todfeind konnte der endliche Sieg nicht fehlen. Erich beschloß, sich zu den Freiwilligen zu begeben, welche Graf Götzen in den Glatzer Bergen sammelte. Noch standen sich ja die Heere in Ostpreußen kampfbereit

gegenüber. Schlesien durfte nicht als eine leichte Beute den Eroberern zufallen; es mußte Schritt für Schritt vertheidigt werden und wenn die Schmach der Niederlagen seine Vergangenheit zertrümmert hatte — in jedem tapfern Herzen voll Muth und Hoffnung lebte seine Zukunft fort.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.